

Leseprobe

Arnold Schwarzenegger

Total Recall

Die wahre Geschichte
meines Lebens

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,99 €



Seiten: 672

Erscheinungstermin: 09. Juni 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

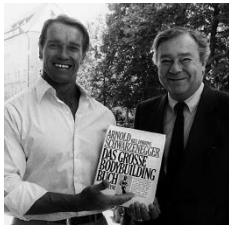
www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Für ihn geht der amerikanische Traum in Erfüllung: Dank seines eisernen Willens und harter Arbeit wird Arnold Schwarzenegger nicht nur Weltmeister im Bodybuilding, sondern auch einer der erfolgreichsten Hollywood-Schauspieler aller Zeiten und schließlich Gouverneur von Kalifornien. In dieser monumentalen Autobiografie erzählt der »Governator« erstmals nicht nur von seinen großen Erfolgen, sondern auch von seinen Niederlagen – von Filmen, die floppten, von politischen Fehlschlägen und persönlichen Krisen: schillernd, spannend, einzigartig.



Autor

Arnold Schwarzenegger

Arnold Schwarzenegger wird 1947 in Österreich geboren. Mit 21 Jahren wandert er in die USA aus, absolviert ein Studium der internationalen Wirtschaftslehre und erhält 1983 die US-Staatsbürgerschaft. Schon früh verschreibt er sich dem Bodybuilding, gewinnt in den 60er- und 70er-Jahren zahlreiche Titel und wird schließlich zum erfolgreichsten Bodybuilder seiner Zeit. Mit *Terminator* gelingt ihm 1984 der Durchbruch als Hollywood-Schauspieler, viele weitere erfolgreiche Filme folgen. Von 2003 bis 2011 ist er Gouverneur von Kalifornien.

ARNOLD SCHWARZENEGGER

mit Peter Petre

**TOTAL
RECALL**

**DIE WAHRE GESCHICHTE
MEINES LEBENS**

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

8. Auflage

Taschenbucherstausgabe 07/2014

Copyright © 2012 by Arnold Schwarzenegger

Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe

by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Der Wilhelm Heyne Verlag, München,

ist ein Verlag der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Printed in Germany

Umschlaggestaltung:

Hauptmann und Kompanie Werbeagentur, Zürich,

nach dem Originalentwurf von Jason Heuer

Umschlagfotos: Greg Gorman (Vorderseite),

Hemdale/Photofest (Rückseite)

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-64058-0

www.heyne.de

Für meine Familie

Inhalt

Kapitel 1	Out of Österreich	11
Kapitel 2	Erstes Krafttraining	29
Kapitel 3	Bekenntnisse eines Panzerfahrers	45
Kapitel 4	Mister Universum	55
Kapitel 5	Grüße aus Los Angeles	89
Kapitel 6	Faule Hunde	109
Kapitel 7	Experten für Marmor und Stein	128
Kapitel 8	Ausbildung zum Amerikaner	143
Kapitel 9	Die größte Muskelshow aller Zeiten	163
Kapitel 10	Stay Hungry	185
Kapitel 11	Pumping Iron	210
Kapitel 12	Traumfrau	235
Kapitel 13	Maria und ich	253
Kapitel 14	Was mich nicht umbringt, macht mich stärker	274
Kapitel 15	Endlich Amerikaner	296
Kapitel 16	Terminator	310
Kapitel 17	Hochzeit und großes Kino	336
Kapitel 18	Komisches Timing	368
Kapitel 19	Das wahre Leben eines Terminators	394
Kapitel 20	Last Action Hero	425
Kapitel 21	Herzprobleme	442
Kapitel 22	Familienmensch	469
Kapitel 23	Eine politische Steilvorlage	485
Kapitel 24	Total Recall	516
Kapitel 25	Gouvernator	542
Kapitel 26	Das Comeback	565
Kapitel 27	Wer braucht schon Washington?	583
Kapitel 28	Das wahre Leben eines Gouvernators	594
Kapitel 29	Das Geheimnis	623
Kapitel 30	Arnolds Regeln	637
	Danksagung	657
	Personenregister	661
	Bildnachweise	670

Kapitel 1 **Out of Österreich**

Ich wurde in einem Hungerjahr geboren. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Österreich 1947 von den vier Siegermächten besetzt. Im Mai, zwei Monate vor meiner Geburt, kam es in Wien zu Hungerrevolten. Auch in der Steiermark, wo wir lebten, war die Not groß, überall fehlte es an Lebensmitteln. Wenn meine Mutter mich daran erinnern wollte, wie viel sie und mein Vater für mich geopfert hatten, erzählte sie noch Jahre später, wie sie von Hof zu Hof gezogen war und um ein bisschen Butter, Zucker oder Getreide gebettelt hatte. Manchmal war sie drei Tage lang unterwegs auf »Hamsterfahrt«, wie das damals hieß.

Unser Wohnort, Thal, war ein typisches Bauerndorf. Die Einwohner zählten nur ein paar hundert Familien. Ihre Häuser und Höfe standen in mehreren Weilern zusammen, die durch Pfade und Feldwege miteinander verbunden waren. Die ungepflasterte Hauptstraße zog sich über mehrere Kilometer die Berge hinauf und hinunter, gesäumt von Feldern und Nadelwäldern.

Die für unsere Region, die Steiermark, zuständige britische Besatzungsmacht sahen wir nur selten – gelegentlich fuhr ein Lastwagen mit Soldaten vorbei. Doch das im Osten angrenzende Burgenland stand unter sowjetischer Herrschaft, was uns allen sehr bewusst war. Es war der Beginn des Kalten Krieges, und die Menschen lebten in der ständigen Angst, eines Tages könnten russische Panzer anrollen und ganz Österreich würde von der Sowjetunion besetzt werden. In der Kirche versetzten die Priester die Gemeinde in Angst und Schrecken mit Horrorgeschichten über Russen, die Babys in den Armen ihrer Mutter erschossen.

Unser Haus lag auf einer Anhöhe direkt an der Straße, doch in meiner Kindheit war es schon ungewöhnlich, wenn mehr als zwei

Autos am Tag vorbeifahren. Gleich gegenüber befand sich eine alte Burgruine, nur hundert Meter von unserer Haustür entfernt.

Auf der nächsten Anhöhe lagen das Rathaus, die katholische Kirche, wo wir auf Drängen meiner Mutter jeden Sonntag die Messe besuchten, das Dorfgasthaus als Mittelpunkt des dörflichen Lebens und die Volksschule, die mein ein Jahr älterer Bruder Meinhard und ich besuchten.

Meine frühesten Erinnerungen sind die an meine Mutter, die Kleider wäscht, und an meinen Vater, der Kohle schaufelt. Ich war noch keine drei Jahre alt, doch das Bild meines Vaters steht mir noch immer klar vor Augen. Er war ein großer, athletisch gebauter Mann und machte vieles selbst. Wenn im Herbst unser Kohlevorrat für den Winter angeliefert wurde, durften Meinhard und ich ihm helfen, die Kohle in den Keller zu schaffen. Wir waren immer sehr stolz, wenn wir ihm zur Hand gehen durften.

Mein Vater und meine Mutter stammten beide aus Arbeiterfamilien, die ursprünglich in Nordösterreich gelebt hatten und dort in der Stahlindustrie tätig gewesen waren. Die beiden lernten sich gegen Ende des Zweiten Weltkriegs in Mürzzuschlag kennen, wo meine Mutter, Aurelia Jadorny, bei der städtischen Lebensmittelverteilung arbeitete. Sie war gerade einmal zwanzig Jahre und bereits Kriegswitwe – ihr Mann war acht Monate nach der Hochzeit gefallen. Eines Morgens bei der Arbeit am Schalter fiel ihr draußen auf der Straße mein Vater auf – älter als sie, Ende dreißig, aber großgewachsen und gutaussehend. Er trug eine Gendarmenuniform, und da meine Mutter verrückt nach Männern in Uniform war, hielt sie von nun an immer Ausschau nach ihm. Sie fand heraus, wann er Dienst hatte, und sorgte dafür, dass sie dann am Schalter stand. Sie unterhielten sich durchs offene Fenster, und sie gab ihm etwas von den Lebensmitteln, die gerade verfügbar waren.

Er hieß Gustav Schwarzenegger. Die beiden heirateten Ende 1945. Er war achtunddreißig und sie einundzwanzig Jahre alt. Mein Vater wurde nach Thal versetzt und erhielt das Kommando über den örtlichen Gendarmerieposten mit vier Mann, der für das Dorf und die Umgebung zuständig war. Vom Gehalt konnte man kaum leben, doch zu dem Posten gehörte immerhin auch eine Dienstwohnung im alten Forsthaus. Der Förster wohnte im Parterre und der Gendarmerie-Kommandant mit seiner Familie im ersten Stockwerk.

Das Haus meiner Kindheit war ein schlichter Bau aus Ziegel- und Naturstein, recht geräumig, mit dicken Mauern und kleinen Fenstern, um die winterliche Kälte der Alpen draußen zu halten. Wir hatten zwei Schlafzimmer, in denen es sogar einen Kohleofen gab, und eine Küche, in der wir aßen, Hausaufgaben machten, uns wuschen und spielten. Beheizt wurde die Küche durch den Herd.

Wir hatten keinen Wasseranschluss, geschweige denn eine Dusche oder eine Toilette mit Wasserspülung, nur eine Art Nachttopf. Der nächste Brunnen war mehrere hundert Meter entfernt, doch einer von uns Brüdern musste dort Wasser holen, selbst wenn es heftig regnete oder schneite. Entsprechend sparsam gingen wir mit dem Wasser um. Es wurde auf dem Holzherd heiß gemacht und in einen Zuber gegeben, in dem wir uns mit einem Schwamm oder Waschlappen wuschen – zuerst meine Mutter mit dem noch sauberen Wasser, dann mein Vater, und am Schluss waren Meinhard und ich an der Reihe. Uns machte es nichts aus, wenn das Wasser schon ein bisschen trüb war, solange uns dafür der Gang zum Brunnen erspart blieb.

Wir hatten einfache Holzmöbel, aber immerhin elektrische Beleuchtung. Mein Vater hatte eine Vorliebe für Bilder und Antiquitäten, aber als wir Kinder waren, konnten wir uns solchen Luxus nicht leisten. Zu unserer Unterhaltung hatten wir Musik. Meine Mutter spielte Zither und sang uns Volkslieder vor, doch der eigentliche Musiker in der Familie war mein Vater. Er konnte alle möglichen Blasinstrumente spielen – Trompete, Flügelhorn, Saxophon und Klarinette. Er komponierte auch selbst und leitete die Gendarmenkapelle. Wenn in der Steiermark ein Polizist starb, spielte die Kapelle bei seiner Beerdigung. Im Sommer gingen wir sonntags oft in den Park, wo mein Vater dirigierte oder manchmal auch selbst spielte. In seiner Familie waren fast alle musikalisch – eine Begabung, die weder Meinhard noch ich von ihm geerbt haben.

Als Haustiere hatten wir Katzen. Ich weiß nicht, warum wir keine Hunde hatten – vielleicht, weil meine Mutter Katzen liebte und weil sie sich ihr Futter selbst beschafften und deshalb nichts kosteten. Wir hatten immer mehrere Katzen, die bei uns ein und aus gingen, ihr Schläfchen hielten, wo es ihnen gerade gefiel, oder halbtote Mäuse vom Dachboden brachten, um zu zeigen, was für großartige Jäger sie waren. Jeder in der Familie hatte seine Katze, die bei ihm

im Bett schlafen durfte – das war bei uns Tradition. Einmal hatten wir sieben Katzen. Wir liebten die Katzen, wussten aber, dass wir unser Herz nicht allzu sehr an ein Tier hängen durften, denn damals ging man mit einer Katze nicht zum Tierarzt. Wenn eine Katze zu alt war oder krank und nicht mehr richtig laufen konnte, kümmerte sich mein Vater darum. Wir warteten dann, bis wir hinten aus dem Garten einen Schuss hörten – die Pistole meines Vaters. Anschließend gingen meine Mutter, Meinhard und ich nach draußen und richteten ein Grab her mit einem kleinen Kreuz darauf.

Meine Mutter hatte eine schwarze Katze namens Muki, von der sie immer behauptete, sie sei etwas ganz Besonderes, obwohl keiner von uns hätten sagen können, warum. Eines Tages, ich war damals vielleicht zehn, stritt ich mit meiner Mutter, weil ich meine Hausaufgaben nicht machen wollte. Muki lag wie immer gemütlich auf dem Sofa. Ich muss etwas wirklich Freches gesagt haben, denn plötzlich holte meine Mutter aus und wollte mir eine Ohrfeige geben. Ich versuchte, sie abzuwehren, und traf sie dabei mit dem Unterarm. Wie ein Blitz sprang Muki vom Sofa, ging auf mich los und krallte sich in meinem Gesicht fest. Ich schrie laut auf: »Au! Was soll das?«, und zog sie von mir weg. Meine Mutter und ich sahen uns an und fingen an zu lachen, obwohl mir Blut von der Wange tropfte. Damit war eindeutig bewiesen, dass Muki etwas Besonderes war.

Nach den Schrecken des Krieges war unseren Eltern sehr daran gelegen, dass wir in sicheren und stabilen Verhältnissen aufwachsen. Meine Mutter war eine große, kräftig gebaute Frau, die praktisch dachte und sich stets zu helfen wusste. Sie war eine Hausfrau im traditionellen Sinn, die unser Heim makellos sauber hielt. Regelmäßig rollte sie die Teppiche zusammen und schrubhte auf Händen und Knien den Dielenboden mit Bürste und Seife, um ihn anschließend mit Lumpen trocken zu reiben. Sie achtete peinlich genau darauf, dass unsere Kleidung ordentlich im Schrank hing und dass Bettwäsche und Handtücher sorgfältig zusammengelegt waren, mit messerscharfen Kanten. Im Garten hatte sie Rüben, Kartoffeln und Beeren für uns gepflanzt, und im Herbst kochte sie Gemüse und Sauerkraut in dicken Gläsern für den Winter ein.

Wenn mein Vater um halb eins von der Wache nach Hause kam, hatte meine Mutter das Mittagessen fertig, und das Abendessen stand pünktlich um sechs auf dem Tisch. Die Verwaltung der Haus-

haltskasse war ebenfalls ihre Aufgabe. Als Büroangestellte war sie an Verwaltungsabläufe gewöhnt und konnte gut rechnen und schreiben. Wenn mein Vater seinen Lohn nach Hause brachte, gab sie ihm 500 Schilling als Taschengeld und behielt den Rest für den Haushalt ein. Sie kümmerte sich um den gesamten Schriftverkehr und bezahlte die monatlichen Rechnungen. Einmal im Jahr, im Dezember, ging sie mit uns Kleider kaufen. Wir fuhren mit dem Bus ins nahegelegene Graz und gingen ins Kaufhaus Kastner & Öhler. Das alte Gebäude hatte nur zwei oder drei Etagen, doch für uns war es so groß wie die Mall of America. Es gab dort Rolltreppen und einen Aufzug aus Metall und Glas, von dem aus wir alles sehen konnten. Meine Mutter kaufte nur das absolut Notwendige – Hemden, Unterwäsche, Socken und so weiter. Alles wurde sorgfältig in braunes Packpapier eingeschlagen und am nächsten Tag zu uns nach Hause geliefert. Damals waren Ratenzahlungen noch neu, aber meiner Mutter gefiel es, jeden Monat nur einen Teil der Rechnung zu bezahlen, bis alles getilgt war. Solche Angebote waren eine wirksame Methode zur Ankurbelung der Wirtschaft.

Meine Mutter kümmerte sich auch um unsere Gesundheit, obwohl eigentlich mein Vater für Notfälle aller Art ausgebildet war. Mein Bruder und ich hatten jede erdenkliche Kinderkrankheit, von Mumps über Scharlach bis zu den Masern. Entsprechend versiert war meine Mutter in der Krankenpflege. Sie war einfach unermüdlich. Als wir noch klein waren, bekam Meinhard eine Lungenentzündung. Es war ein kalter Winterabend, und es stand kein Arzt oder Krankenwagen zur Verfügung. Also ließ meine Mutter mich daheim beim Vater, nahm Meinhard huckepack auf den Rücken und marschierte mit ihm über drei Kilometer durch den Schnee bis zum Krankenhaus nach Graz.

Mein Vater war ein komplizierter Mensch, er konnte jedoch auch großzügig und liebevoll sein, vor allem meiner Mutter gegenüber. Die beiden liebten einander sehr, was man daran sah, wie sie ihm den Kaffee brachte oder er ihr kleine Geschenke machte, sie einander umarmten oder kleine Liebkosungen austauschten. Sie teilten ihre Zuneigung mit uns – wir durften immer zu ihnen ins Bett, vor allem wenn wir Angst bei einem Gewitter hatten.

Aber etwa einmal die Woche, meist an einem Freitagabend, kam mein Vater betrunken nach Hause. Er saß bis zwei, drei oder vier Uhr morgens im Gasthaus an seinem Stammtisch, mit den anderen aus dem Ort, darunter oft auch der Priester, der Schulrektor und der Bürgermeister. Wir wachten auf, wenn er zornig durchs Haus polterte und meine Mutter anbrüllte. Die Wut hielt nie lange an, und am nächsten Tag war er wieder lieb und nett und führte uns zum Mittagessen aus oder schenkte uns eine Kleinigkeit, um sein Verhalten wiedergutzumachen. Aber wenn wir etwas angestellt hatten, gab er uns eine Ohrfeige oder verpasste uns mit dem Gürtel eine Tracht Prügel.

Für uns war das völlig normal. Alle Väter schlugen damals ihre Kinder und kamen hin und wieder betrunken nach Hause. Unser Nachbar zog seinem Sohn die Ohren lang und jagte ihn mit dem Rohrstock, den er ins Wasser gelegt hatte, damit die Schläge noch schmerzhafter waren. Die Besuche im Wirtshaus gehörten einfach zum Dorfleben und waren im Großen und Ganzen auch harmlos. Manchmal leisteten die Frauen und Kinder den Familienvätern Gesellschaft, und wir Kinder empfanden es immer als Ehre, wenn wir bei den Erwachsenen sitzen durften und auch noch Nachtschinken bekamen. Oder wir saßen im Nebenzimmer, tranken Limonade oder eine kleine Cola, spielten Brettspiele, blätterten in Zeitschriften oder sahen fern. Da saßen wir dann bis Mitternacht und dachten: »Mann, das ist toll!«

Erst Jahre später erkannte ich, dass sich hinter der Gemütlichkeit Verbitterung und Angst verbargen. Wir wuchsen unter Männern auf, die sich als Verlierer fühlten. Ihre Generation hatte den Krieg begonnen und verloren. Im Krieg hatte mein Vater als Polizist bei den deutschen Streitkräften gedient. Er war in Belgien, Frankreich und Nordafrika gewesen, wo er sich mit Malaria angesteckt hatte. 1942 war er in Stalingrad und erlebte dort die grausamste Schlacht des Krieges. Das Haus, in dem er sich verschanzt hatte, wurde von den Russen bombardiert. Er war drei Tage lang unter den Trümmern eingeschlossen, war am Rücken verletzt und hatte Granatsplitter in beiden Beinen. Monatelang lag er in einem Lazarett in Polen, bis er so weit wiederhergestellt war, dass er heim nach Österreich kommen und dort wieder für die Gendarmerie arbeiten konnte.

Wenn die Männer betrunken waren, hörte ich sie manchmal über

den Krieg reden. Ich kann erahnen, wie schmerzlich das für sie gewesen sein muss. Sie waren besiegt und geschlagen worden und hatten Angst, dass es noch nicht vorbei war, dass die Russen eines Tages kommen und sie zwingen würden, Moskau oder Stalingrad neu aufzubauen. Sie waren wütend. Sie versuchten, die Wut und die Demütigung zu unterdrücken, aber die Enttäuschung saß tief. Man muss sich das einmal vorstellen: Da wird einem versprochen, dass man Bürger eines großen neuen Reichs wird. Jede Familie soll in den Genuss aller erdenklichen Annehmlichkeiten kommen. Aber stattdessen kehrt man heim in ein zerstörtes Land, das in Trümmern liegt. Es gibt kaum Geld, die Lebensmittel sind knapp, und alles muss neu aufgebaut werden. Aber das Schlimmste ist, dass man keine Möglichkeit hat, das Erlebte zu verarbeiten.

Mein Vater litt unter den Folgen seiner Verwundungen und der Malaria. Er hatte gesehen, wie seine Kameraden von Granaten zerfetzt wurden, wie sie verbluteten und im Sterben ihre letzte Zigarette rauchten. Er war in Stalingrad knapp der russischen Kriegsgefangenschaft entgangen. All das waren genug Gründe für ein schweres Trauma. Wie sollte er damit fertigwerden, wenn man nicht darüber sprach?

Nicht nur die Erlebnisse meines Vaters, auch das gesamte Dritte Reich wurde offiziell totgeschwiegen. Alle Beamten – die Mitarbeiter der lokalen Behörden, die Lehrer und Polizisten – mussten sich dem Entnazifizierungsverfahren der Siegermächte unterziehen, bei dem sie befragt und ihr Werdegang überprüft wurde. So wollte man herausfinden, ob jemand ein überzeugter Nationalsozialist gewesen war oder sich gar in einer Position befunden hatte, die Kriegsverbrechen anordnen oder ausführen konnte. Alles, was mit der NS-Zeit zu tun hatte, wurde beschlagnahmt – Bücher, Filme, Plakate, sogar persönliche Tagebücher und Fotos. Man musste alles aufgeben. Der Krieg sollte aus dem Gedächtnis getilgt werden.

Meinhard und ich bekamen das nur am Rande mit. Bei uns zu Hause gab es einen prächtigen Bildband, den wir, wenn wir »Priester« spielten, als Bibel verwendeten, weil er größer als unsere eigentliche Familienbibel war. Einer von uns stand da und hielt das Buch aufgeschlagen in der Hand, während der andere die »Messe« las. Das Buch war in Wirklichkeit ein Bildersammelalbum, das die Errungenschaften des Dritten Reichs propagieren sollte. Es gab verschie-

dene Kategorien – etwa große staatliche Bauvorhaben wie Tunnel und Dämme, Hitlers Auftritte und Reden, große neue Schiffe, wichtige Denkmäler oder Schlachten, die in Polen geschlagen worden waren. Anfänglich waren die Seiten leer und hatten nur nummerierte Stellen. Wenn man einkaufte oder in eine Kriegsanleihe investierte, bekam man ein Bild mit einer Nummer, das man ins Album klebte. Wenn man alle Sammelbilder hatte, gab es einen Preis. Ich liebte die Bilder von prächtigen Bahnhöfen und starken, dampfenden Lokomotiven. Besonders faszinierte mich ein Bild, das zwei Männer auf einer kleinen Handhebeldraisine zeigte. Durch das Auf-und-ab-Bewegen des Hebels konnten sie sich allein mit Muskelkraft fortbewegen. Mir erschien das wie der Inbegriff von Abenteuer und Freiheit.

Meinhard und ich hatten keine Ahnung, was wir uns da ansahen, doch eines Tages, als wir wieder Priester spielen wollten, war das Buch verschwunden. Wir suchten überall. Schließlich fragte ich meine Mutter, wo das schöne Buch sei: Immerhin war das unsere Bibel! Sie sagte nur: »Wir mussten es abgeben.« Später bat ich meinen Vater manchmal: »Erzähl mir vom Krieg.« Oder ich stellte ihm Fragen danach, was er getan oder durchgemacht hatte. Aber er sagte nur: »Da gibt es nichts zu erzählen.«

Seine Lebensdevise war Disziplin. Wir hatten einen strengen, immer gleichen Tagesablauf: Wir standen um sechs Uhr auf, dann mussten Meinhard oder ich zum nächsten Bauernhof laufen und Milch holen. Als wir ein bisschen älter waren und anfangen, Sport zu treiben, kam zu unseren häuslichen Pflichten noch das Training hinzu. Unser Frühstück mussten wir uns mit Sit-ups verdienen. Nachmittags nach den Hausaufgaben und der Hausarbeit wurden wir nach draußen zum Fußballtraining geschickt, egal wie schlecht das Wetter war. Wenn wir nicht gut spielten, wussten wir, dass unser Vater uns ausschimpfen würde.

Er war auch fest davon überzeugt, dass man sein Gehirn trainieren musste. Sonntags nach der Messe machten wir regelmäßig einen Ausflug. Wir besuchten ein anderes Dorf, sahen uns ein Theaterstück an oder einen Auftritt der Polizeikapelle. Abends mussten wir dann einen Erlebnisaufsatz schreiben, mindestens zehn Seiten. Mein Vater las ihn durch und gab uns unser Werk, übersät mit roten Korrekturen, zurück. Wenn wir ein Wort falsch geschrieben hatten, mussten wir es fünfzig Mal abschreiben.

Ich liebte meinen Vater und eiferte ihm in allem nach. Ich weiß noch, dass ich als kleiner Junge einmal seine Uniform anzog und mich vor dem Spiegel auf einen Stuhl stellte. Die Jacke reichte mir fast bis zu den Füßen, und die Mütze rutschte mir über die Nase. Für unsere kindlichen Probleme hatte mein Vater allerdings keine Geduld. Wenn wir ein Fahrrad wollten, sagte er uns, dass wir dann eben das Geld dafür verdienen müssten. Ich hatte immer das Gefühl, seinen Ansprüchen nicht zu genügen, nicht stark oder klug genug zu sein. Er gab mir zu verstehen, dass man immer noch alles besser machen konnte.

Viele Söhne wären von seinen Anforderungen erdrückt worden, doch auf mich farbte seine Disziplin ab. Seine Haltung war für mich ein steter Ansporn.

Meinhard und ich standen uns sehr nah. Wir schliefen in einem Zimmer, bis ich achtzehn war und zum österreichischen Bundesheer ging. Ich hätte gar kein eigenes Zimmer gewollt. Bis heute fühle ich mich wohler, wenn ich vor dem Einschlafen noch mit jemandem reden kann.

Wie so oft bei Brüdern waren wir auch Konkurrenten, immer bestrebt, den anderen auszustechen und in der Gunst unseres Vaters aufzusteigen, der selbst auch vom Wettkampfdenk geprägt war. Mit den Worten »Schauen wir mal, wer schneller ist« ließ er uns oft zum Wettlauf antreten. Wir waren größer als die meisten anderen Jungen, aber da ich ein Jahr jünger war als Meinhard, gewann im direkten Vergleich meist er.

Ich hielt daher stets nach Gelegenheiten Ausschau, wo ich im Vorteil war. Meinhards wunder Punkt war seine Angst vor der Dunkelheit. Mit zehn schloss er die Volksschule in unserem Dorf ab und kam auf die weiterführende Schule nach Graz. Dafür musste er mit dem Bus fahren, doch bis zur Bushaltestelle brauchte man von unserem Haus zwanzig Minuten zu Fuß. Das Problem für Meinhard war, dass die Sonne an kurzen Wintertagen bei Schulschluss schon untergegangen war und er im Dunkeln nach Hause gehen musste. Er hatte so große Angst, dass er nicht allein laufen wollte, daher hatte ich die Aufgabe, ihn an der Bushaltestelle abzuholen und heimzubleiten.

Mir war der Wald bei Dunkelheit natürlich auch nicht ganz geheuer, schließlich war ich erst neun. In Thal gab es keine Straßen-

laternen, und abends war es im Dorf stockdunkel. Die Straßen und Wege führten wie in den Märchen der Brüder Grimm durch dichte Nadelwälder, wo es selbst bei Tag finster war. Wir waren mit diesen schrecklichen Geschichten aufgewachsen, sie waren Teil unserer Kultur. Ich selbst würde sie meinen Kindern nie vorlesen. Es gab darin immer eine Hexe, einen Wolf oder ein anderes Ungeheuer, das nur darauf wartete, dem Kind etwas anzutun. Dass unser Vater Polizist war, verschlimmerte unsere Angst noch zusätzlich. Er nahm uns manchmal mit auf »Patrouille« und tat so, als wäre er einem Verbrecher oder Mörder auf der Spur. Wenn wir an eine freistehende Scheune auf einer Wiese kamen, ließ er uns warten, während er mit gezogener Waffe das Scheuneninnere kontrollierte. Gelegentlich machte auch die Nachricht die Runde, dass er und seine Leute einen Dieb gefasst hatten. Dann rannten wir zum Gendarmerieposten und bestaunten den Übeltäter, der mit Handschellen an einen Stuhl gefesselt war.

Der Weg zur Bushaltestelle verlief nicht einfach auf einer normalen Straße. Er wand sich an der Burgruine vorbei und am Waldrand entlang ins Tal. Als ich eines Abends unterwegs war und nervös zwischen den Bäumen Ausschau hielt, ob dort nicht etwas Unheimliches lauerte, tauchte wie aus dem Nichts ein Mann vor mir auf. Das Mondlicht war gerade hell genug, um seine Gestalt und seine beiden glänzenden Augen zu erkennen. Ich blieb wie angewurzelt stehen und schrie auf. Wie sich herausstellte, war es nur ein Feldarbeiter aus dem Dorf, der in die andere Richtung unterwegs war, aber wenn er ein böser Riese gewesen wäre, hätte er mich auf jeden Fall erwischt.

Vor den anderen verdrängte ich meine Angst, weil ich zeigen wollte, dass ich der Stärkere war. Mir war es extrem wichtig, meinen Eltern zu beweisen: »Ich bin tapfer, Meinhard nicht, obwohl er ein Jahr und vierzehn Tage älter ist.«

Meine Entschlossenheit zahlte sich im wahrsten Sinne des Wortes aus. Dafür, dass ich Meinhard abholte, bekam ich von meinem Vater 5 Schilling pro Woche. Meine Mutter nutzte meine Furchtlosigkeit und schickte mich einmal die Woche auf den Bauernmarkt zum Einkaufen. Der Weg dorthin führte ebenfalls durch einen finsternen Wald. Auch dafür bekam ich 5 Schilling, die ich freudig für Eis oder für meine Briefmarkensammlung ausgab.

Die Sache hatte jedoch einen Nachteil: Meine Eltern nahmen Meinhard noch mehr in Schutz und kümmerten sich stärker um ihn als um mich. In diesem Sommer 1956 schickten sie mich in den Ferien zum Arbeiten auf den Hof meiner Patentante, während mein Bruder zu Hause bleiben durfte. Mir gefiel zwar die körperliche Arbeit, ich fühlte mich jedoch übergangen, als ich nach meiner Rückkehr erfuhr, dass meine Eltern mit Meinhard einen Ausflug nach Wien gemacht hatten.

Wir entwickelten uns in unterschiedliche Richtungen. Während ich den Sportteil der Zeitung verschlang und bald die Namen sämtlicher Sportler kannte, entwickelte Meinhard eine Vorliebe für den *Spiegel*, den weder mein Vater noch meine Mutter lasen. Er machte es sich zur Aufgabe, jede Hauptstadt der Welt samt Einwohnerzahl sowie die wichtigsten Flüsse auswendig zu lernen. Das Periodensystem der chemischen Elemente und chemische Formeln konnte er herunterbeten. Er war besessen von Fakten aller Art und stellte unserem Vater immer wieder Fragen, um ihn auf die Probe zu stellen. Gleichzeitig entwickelte er eine Abneigung gegen jede Form körperlicher Arbeit. Er machte sich einfach nicht gern die Hände schmutzig. Schon bald ging er nur noch im weißen Hemd zur Schule. Meine Mutter machte diese Laune mit, beklagte sich aber bei mir: »Ich dachte, ich hätte schon alle Hände voll zu tun, die weißen Hemden deines Vaters zu waschen. Und jetzt fängt er auch noch mit den weißen Hemden an.« Schnell war man in der Familie der Meinung, dass Meinhard eines Tages einer Bürotätigkeit nachgehen und vielleicht sogar Ingenieur werden würde, während ich mir mein Geld als Arbeiter verdienen würde, weil es mir nichts ausmachte, mich körperlich zu betätigen. »Möchtest du nicht Mechaniker werden?«, fragten meine Eltern oft. »Oder wie wäre es mit Schreiner?« Oder sie dachten, ich würde Polizist wie mein Vater. Ich hatte andere Vorstellungen. Irgendwie hatte sich in mir der Gedanke festgesetzt, dass ich nach Amerika gehen würde. Ich hatte keine konkreten Vorstellungen. Einfach ... *Amerika*. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam. Vielleicht wollte ich der Mühsal in unserem Dorf oder dem unerbittlichen Tagesablauf meines Vaters entkommen, vielleicht war es auch die Begeisterung, mit der ich jeden Tag nach Graz zur Schule fuhr, seit ich im Herbst 1951 dort in die fünfte Klasse der Hauptschule gekommen war, auf der Meinhard bereits

war. Verglichen mit Thal war Graz eine echte Metropole, mit Autos, Läden und befestigten Gehsteigen. Es gab dort zwar keine Amerikaner, aber die amerikanische Kultur war überall präsent. Die Kinder spielten Cowboy und Indianer. In den Schulbüchern sahen wir Fotos von amerikanischen Städten, Vororten, Wahrzeichen und Highways, und auf klapprigen Projektoren wurden uns körnige Schwarz-Weiß-Filme über das Leben in den USA vorgeführt.

Noch wichtiger war: Wir brauchten Amerika für unsere Sicherheit. In Österreich war der Kalte Krieg unmittelbar zu spüren. Wenn es eine Krise gab, musste mein Vater seinen Rucksack packen und wurde zur Verstärkung der Grenztruppen an die achtzig Kilometer weiter östlich liegende ungarische Grenze geschickt. Als die Sowjets 1956 den Ungarnaufstand niederschlugen, war mein Vater für die Versorgung von Hunderten Flüchtlingen zuständig, die in die Steiermark gekommen waren. Er richtete Auffanglager für sie ein und half ihnen bei der Weiterreise. Manche wollten nach Kanada, andere wollten in Österreich bleiben, und natürlich wollten auch viele in die USA. Er und seine Leute arbeiteten mit den Familien zusammen, und auch wir Kinder mussten helfen und Suppe austeilen, was bei mir einen tiefen Eindruck hinterließ.

Unser Bild von der Welt wurde hauptsächlich durch das *NonStop* geprägt, einem bekannten Kino im Zentrum von Graz, in dem ausschließlich Wochenschauen gezeigt wurden. Die einstündigen Nachrichtenfilme liefen den ganzen Tag. Zuerst kamen Nachrichten aus aller Welt mit deutschem Kommentar, dann ein Micky-Maus-Film oder etwas Ähnliches und am Schluss Werbung in Form von Dias für verschiedene Grazer Geschäfte. Danach ertönte Musik, und dann ging alles wieder von vorn los. Das *NonStop* war nicht teuer – es kostete nur ein paar Schilling – und jede Wochenschau brachte uns aufs Neue zum Staunen. Elvis, wie er »Hound Dog« sang, Präsident Eisenhower bei verschiedenen Reden, Berichte über Düsenflugzeuge und stromlinienförmige amerikanische Autos, dazu Klatschgeschichten über Schauspieler. Das sind die Sachen, an die ich mich erinnere – es gab natürlich auch langweilige Beiträge und Berichte, die ich als Kind nicht begriff, etwa über die Suezkrise.

Amerikanische Spielfilme hinterließen bei uns einen noch tieferen Eindruck. Der erste Spielfilm überhaupt, den Meinhard und ich sahen, war ein Tarzan-Film mit Johnny Weissmüller. Ich dachte,

er würde sich mit seiner Liane von der Leinwand direkt ins Publikum schwingen! Die Vorstellung, dass sich ein Mensch von Baum zu Baum hangelte und mit Löwen und Schimpansen redete, war ebenso faszinierend wie die Geschichte zwischen Tarzan und Jane. Ich fand Tarzans Leben großartig. Meinhard und ich sahen uns den Film gleich mehrere Male an.

Die zwei Kinos, in die wir hauptsächlich gingen, lagen einander gegenüber an einer der Hauptstraßen von Graz. Meistens liefen dort Western, aber auch Komödien und Dramen. Das einzige Problem war die Altersbeschränkung, die streng überwacht wurde. In einen Elvis-Film zu kommen war einfach, aber all die anderen Filme, die ich sehen wollte – Western, Gladiatoren- und Kriegsfilm – waren erst ab sechzehn oder gar achtzehn Jahren freigegeben. Manchmal ließ mich ein freundlicher Kartenverkäufer warten, bis der Film angefangen hatte, und deutete dann mit einer Kopfbewegung an, in welcher Reihe der kontrollierende Polizist saß. Oder ich blieb am Seitenausgang stehen und schlich mich geduckt in den Saal.

Meine Kinobesuche finanzierte ich mit dem Geld, das ich mit meiner ersten eigenen Geschäftsidee verdient hatte: Ich hatte, im Sommer 1951, am Thalersee Eis verkauft. Der Thalersee war ein Badensee, wunderschön am östlichen Ende von Thal zwischen den Bergen gelegen, nur fünf Gehminuten von unserem Haus entfernt. Auch von Graz war er gut zu erreichen, und im Sommer kamen oft Tausende Besucher – zur Erholung, zum Schwimmen, Rudern oder Spielen. Am Nachmittag war ihnen dann heiß, und sie standen in langen Schlangen am Eisstand auf der Terrasse des Café-Restaurants an. Als ich das sah, wusste ich sofort, was ich zu tun hatte. Das Gelände rund um den See war so groß, dass man, je nachdem wo man seine Decke liegen hatte, zehn Minuten bis zum Eisstand brauchte, und bis man wieder zurück war, war das Eis schon halb geschmolzen. Ich überlegte, dass ich das Eis in der Waffel beim Eismann für einen Schilling das Stück kaufen und dann eine Runde um den See drehen und es für drei Schilling verkaufen könnte. Der Eisverkäufer war über die zusätzliche Absatzmöglichkeit erfreut und ließ mir sogar eine Kühltasche. Mit dem Eisverkauf verdiente ich bis zu 150 Schilling (fast 5 Euro) an einem Nachmittag und wurde dazu noch angenehm braun, wenn ich in meinen kurzen Hosen unterwegs war.

Irgendwann war das Geld vom Eisverkauf jedoch aufgebraucht. Mittellos zu sein gefiel mir ganz und gar nicht. So kam ich im Herbst auf die Idee mit dem »Schnorren«. Ich schlich mich aus der Schule am Fröbelpark und schlenderte über den Kalvariengürtel, auf der Suche nach jemandem, der einigermaßen spendabel wirkte. Das konnte ein Mann mittleren Alters sein oder ein Student. Oder eine Bauersfrau, die für einen Tag in der Stadt war. Auf sie ging ich dann zu und sagte: »Verzeihung, aber ich habe mein Geld und meine Busfahrkarte verloren und weiß nicht, wie ich nach Hause kommen soll.« Manchmal wurde ich weggescheucht, aber meistens sagte die Frau so etwas wie: »Kannst du denn nicht besser aufpassen!« Wenn sie mich so ausschimpfte, wusste ich, dass ich ihr Herz erweicht hatte, denn als Nächstes seufzte sie und fragte: »Wie viel brauchst du denn?« Ich antwortete: »5 Schilling.« Ich bat die Leute immer, mir ihre Adresse aufzuschreiben, damit ich ihnen das Geld zurückzahlen könnte. Normalerweise sagten sie dann: »Nein, nein, das musst du mir nicht schicken. Pass das nächste Mal einfach besser auf.« An meinen besten Tagen schnorrte ich auf diese Weise 100 Schilling zusammen. Das reichte, um im Spielzeugladen und im Kino so richtig einen draufzumachen!

Die Sache hatte nur einen Haken: Ein Schüler wie ich, der sich mitten am Tag allein auf der Straße herumtrieb, war verdächtig. Außerdem kannten viele Leute in Graz meinen Vater. Es kam daher, wie es kommen musste – eines Tages erzählte jemand meinem Vater: »Ich habe heute in der Stadt Ihren Sohn auf der Straße gesehen, er hat eine Frau um Geld gebeten.« Daheim gab es natürlich großen Ärger und eine gehörige Tracht Prügel. Und damit war meine Schnorrerkarriere beendet.

Dennoch beflügelten meine ersten Ausflüge in die Geschäftswelt meine Träume. Ich war absolut überzeugt, dass ich etwas Besonderes und zu Höherem geboren wäre. Ich wusste, dass ich eines Tages der Beste sein würde, allerdings wusste ich noch nicht, auf welchem Gebiet. Auf jeden Fall würde ich berühmt werden. Amerika war das mächtigste Land der Welt, also wollte ich dorthin.

Derartige Träumereien sind für Zehnjährige nicht ungewöhnlich. Aber ich nahm meinen Traum von Amerika wirklich ernst und redete darüber. Beim Warten auf den Bus sagte ich einem Mädchen, das ein paar Jahre älter war: »Ich geh eines Tages nach Amerika.« Sie

sah mich nur an und sagte: »Ja, gewiss, Arnold.« Die anderen Kinder gewöhnten sich daran, dass ich immer wieder darüber sprach, und hielten mich für sonderbar, aber das konnte mich nicht davon abbringen, allen von meinen Plänen zu erzählen – meinen Eltern, meinen Lehrern, den Nachbarn.

Die Grazer Fröbelschule war nicht unbedingt darauf ausgerichtet, kommende Führungskräfte hervorzubringen. Als Hauptschule sollte sie die Schüler auf die Arbeitswelt vorbereiten. Jungen und Mädchen wurden getrennt in verschiedenen Flügeln des Gebäudes unterrichtet. Uns wurden Grundlagen in Mathematik, Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte, Religion, modernen Sprachen, Kunst und Musik vermittelt, allerdings in einem langsameren Tempo als am Gymnasium, dessen Schüler später einmal die Universität oder eine technische Hochschule besuchen sollten. Nach dem Abschluss der Hauptschule ging man normalerweise auf die Berufsschule oder machte eine Lehre oder fing direkt an zu arbeiten. Trotzdem kümmerten sich die Lehrer engagiert um unsere Bildung und versuchten, im Rahmen ihrer Möglichkeiten unser Leben zu bereichern. Sie zeigten Filme, luden Opernsänger ein und machten uns mit bildender Kunst und Literatur bekannt.

Ich war so neugierig auf die Welt, dass mir die Schule keine sonderlichen Probleme bereitete. Ich lernte, machte meine Hausaufgaben und hielt mich immer im Mittelfeld der Klasse. Lesen und Schreiben verlangten mir einiges an Disziplin ab – ich hatte das Gefühl, dass ich mich darin mehr anstrengen musste als andere Klassenkameraden. Dafür fiel mir Mathematik leicht. Ich hatte ein hervorragendes Zahlengedächtnis und konnte gut kopfrechnen.

In der Schule ging es genauso streng und diszipliniert zu wie zu Hause. Was Schläge betraf, standen die Lehrer unseren Eltern in nichts nach. Einmal wurde ein Junge erwischt, der den Stift eines anderen Schülers gestohlen hatte, und der Schulpriester schlug ihm mit dem Katechismus so fest auf den Kopf, dass ihm noch stundenlang die Ohren klingelten. Und meinem Freund schlug der Mathematiklehrer so hart auf den Hinterkopf, dass er mit dem Gesicht auf den Tisch prallte und zwei Schneidezähne abbrachen. Elterngespräche waren etwas ganz anderes als heute. Heute finden sie selbstverständlich nicht vor den Augen der Kinder statt, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen. Bei uns mussten alle dreißig Schüler brav auf

ihrem Platz sitzen, und der Lehrer sagte dann: »Hier sind eure Aufgaben. Die bearbeitet ihr in den nächsten Stunden, während ich mit euren Eltern spreche.«

Nacheinander kamen die Eltern herein, die Bauersfrau, der Fabrikarbeiter. Es war jedes Mal dasselbe. Sie grüßten den Lehrer mit großem Respekt und saßen still da, während er ihnen die Unterlagen auf seinem Pult zeigte und leise über die Leistung des Kindes sprach. Dann hörte man den Vater: »Aber manchmal ist er unfolgsam?« Und er wandte sich um, musterte seinen Sohn, stand auf, gab dem Kind eine schallende Ohrfeige und ging dann zurück zum Lehrerpult. Wir sahen so etwas schon kommen und kicherten schadenfroh.

Dann hörte ich, wie mein Vater die Treppe heraufkam. Ich erkannte seinen Schritt in den schweren Polizeistiefeln. In Uniform stand er in der Tür, und jetzt stand der Lehrer respektvoll auf, schließlich war mein Vater Inspektor. Dann setzten sie sich und redeten, und bald war ich an der Reihe. Ich sah, wie mein Vater zu mir herschaute, herüberkam, mich mit der linken Hand an den Haaren packte und mir – zack! – mit der rechten eine verpasste. Dann ging er ohne ein weiteres Wort aus dem Klassenzimmer.

Es waren allgemein schwere Zeiten. Härte gehörte einfach dazu. So gab es beim Zahnarzt beispielsweise keine Betäubung. Wenn man in solchen Verhältnissen aufwächst, vergisst man nie, wie man körperliche Strafen wegsteckt, selbst wenn das alles schon sehr lange her ist. Als Meinhard ungefähr vierzehn Jahre alt war, lief er einfach von zu Hause weg, wenn ihm etwas nicht passte. Er sagte mir dann: »Ich haue wieder ab. Aber sag niemandem was.« Er packte ein paar Sachen in seine Schultasche, damit niemand Verdacht schöpfte, und verschwand spurlos.

Meine Mutter war jedes Mal ganz krank vor Sorge. Und mein Vater musste alle Gendarmerieposten in der Nähe anrufen und nach seinem Sohn fragen. Eine unglaublich effektive Form der Rebellion, wenn der Vater Polizeichef ist.

Nach einem oder zwei Tagen tauchte Meinhard wieder auf, normalerweise war er bei irgendwelchen Verwandten, manchmal hatte er sich auch nur bei Freunden versteckt, die gerade einmal fünfzehn Minuten entfernt wohnten. Ich staunte immer, dass er nicht bestraft wurde. Vielleicht versuchte mein Vater, die Situation zu entschär-

fen. Als Polizist hatte er häufig mit Ausreißern zu tun und wusste, dass eine Bestrafung wahrscheinlich alles nur noch schlimmer machen würde. Aber ich vermute, dass ihm das enorm viel Selbstbeherrschung abverlangte.

Ich nahm mir vor, wenn ich einmal von zu Hause weggehen sollte, dann würde ich meine Unabhängigkeit besser organisieren. Da ich noch ein Kind war, überlegte ich mir, dass ich mich am besten vorerst um meine eigenen Angelegenheiten kümmerte und mein eigenes Geld verdiente. Jede Arbeit war mir recht. Ich hatte überhaupt kein Problem damit, eine Schaufel in die Hand zu nehmen und körperlich hart zu arbeiten. In den Sommerferien hatte mir ein Mann aus dem Dorf einen Job in einer Glasfabrik in Graz besorgt, bei der er arbeitete. Mir wurde ein großer Haufen Bruchglas gezeigt, den ich in einen Container auf Rädern schaufeln musste. Anschließend musste ich den Container über das Fabrikgelände zu einem Kessel schieben, wo das Glas eingeschmolzen wurde. Am Ende des Tages bekam ich meinen Lohn.

Im nächsten Sommer hörte ich, dass es Arbeit in einem Sägewerk in Graz gab. Ich nahm meine Schultasche und machte mir ein Butterbrot, das reichen musste, bis ich wieder daheim war. Dann fuhr ich mit dem Bus zum Sägewerk, nahm meinen ganzen Mut zusammen, ging hinein und fragte nach dem Besitzer.

Ich wurde samt Schultasche in sein Büro geführt. Der Sägewerkbesitzer saß am Schreibtisch und fragte: »Was willst du?«

»Ich suche Arbeit«, antwortete ich.

»Wie alt bist du?«

»Vierzehn.«

Er fragte: »Was willst du denn machen? Du hast doch noch gar nichts gelernt!«

Er ging mit mir auf den Hof zu einigen Frauen und Männern, die an einer Maschine arbeiteten, mit der das Ausschussholz zu Brennholz verarbeitet wurde. »Hier wirst du arbeiten«, sagte er.

Ich fing sofort an und arbeitete die ganzen Ferien im Sägewerk. Zu meinen Aufgaben gehörte unter anderem, große Mengen Sägemehl auf Lastwagen zu schaufeln. Ich verdiente 1400 Schilling, etwa 45 Euro, damals eine hübsche Summe. Aber besonders stolz war ich, weil ich den Lohn eines normalen Arbeiters erhalten hatte, obwohl ich noch ein Kind war.

Ich wusste genau, wofür ich das Geld brauchte. Mein ganzes Leben lang hatte ich die abgelegten Sachen von Meinhard getragen, ich hatte nie eigene Kleidung bekommen. Damals hatte ich gerade mit Sport angefangen – ich war in der Fußballmannschaft der Schule – und zufällig kamen zu der Zeit auch die ersten Trainingsanzüge in Mode: schwarze lange Hosen und schwarze Trainingsjacken mit Reißverschluss. Ich fand die Trainingsanzüge einfach großartig und zeigte meinen Eltern sogar Bilder in Zeitschriften, auf denen Sportler in Trainingsanzügen zu sehen waren. Aber sie sagten natürlich nein, das sei Verschwendung. Also kaufte ich mir von meinem Verdienst sofort einen Trainingsanzug. Von dem übrigen Geld kaufte ich mir ein Fahrrad. Ich hatte nicht genug Geld für ein neues, aber in Thal gab es einen Mann, der Fahrräder aus gebrauchten Teilen zusammenbaute, und so ein Rad konnte ich mir leisten. Niemand in unserer Familie hatte ein Fahrrad – mein Vater hatte seins nach dem Krieg gegen Lebensmittel eingetauscht und sich nie ein neues gekauft. Mein Rad war zwar nicht perfekt, aber für mich bedeutete es Freiheit.

Kapitel 2 **Erstes Krafttraining**

Von meinem letzten Jahr auf der Hauptschule sind mir vor allem die Zivilschutzübungen in Erinnerung geblieben. Wir lernten, dass im Falle eines Atomkriegs die Sirenen heulen würden und wir die Bücher zuklappen und unter unseren Tischen in Deckung gehen sollten, mit dem Kopf zwischen den Knien und fest zugekniffenen Augen. Selbst einem Kind war klar, wie wirkungslos das war. Aber wir übten trotzdem. Wir bereiteten uns für den Ernstfall vor, das war immerhin etwas.

Im Sommer hatten wir alle wie gebannt das Gipfeltreffen zwischen John F. Kennedy und Nikita Chruschtschow in Wien am Fernsehbildschirm verfolgt. Nur wenige Familien hatten einen Fernseher, aber wir alle kannten ein Elektrogeschäft am Lendplatz, das zwei Fernsehgeräte im Schaufenster stehen hatte. Vom Gehsteig aus schauten wir uns die Berichte über das Treffen an. Kennedy war noch nicht einmal sechs Monate im Amt, und die meisten Experten hielten es für einen schweren Fehler, sich so früh mit dem redengewandten und gerissenen Chruschtschow zu treffen. Wir Kinder hatten dazu keine Meinung, außerdem stand der Fernseher ja im Laden, also gab's nur Bilder, keinen Ton. Aber wir sahen zu! Wir waren dabei!

Die Situation schien uns damals sehr bedrohlich. Sobald es zwischen der Sowjetunion und den USA Konflikte gab, hielten wir unser Schicksal für besiegelt. Wir dachten, Chruschtschow würde sich an Österreich vergreifen, weil es unmittelbar an den Ostblock grenzte – daher hatte das Gipfeltreffen ja auch in Wien stattgefunden. Die Gespräche verliefen nicht gut, Kennedy reiste ab. Als dann im Herbst in Berlin die Mauer gebaut wurde, sagten viele Erwachsene: »Das war's.« Mein Vater wurde mit Uniform und kompletter

Militärausrüstung an der Grenze stationiert und blieb dort eine Woche lang, bis sich die Situation wieder beruhigt hatte.

Wir lebten unter großer Anspannung. Die Zivilschutzübungen nahmen zu. Die dreißig Jungen in meiner Klasse strotzten nur so vor Testosteron, aber keiner wollte einen Krieg. Unser Interesse galt mehr den Mädchen. Sie waren für uns ein Rätsel, vor allem für Jungs wie mich, die keine Schwester hatten. In der Schule sahen wir sie nur in der Pause auf dem Hof, sie wurden ja in einem anderen Gebäudeteil unterrichtet. Wir waren zwar mit ihnen aufgewachsen und kannten sie schon unser ganzes Leben lang, aber plötzlich wirkten sie wie Außerirdische. Wie redete man mit ihnen? Wir waren in einem Alter, in dem wir zum ersten Mal die sexuelle Anziehungskraft spürten. Allerdings äußerte sie sich auf seltsame Weise – etwa, indem wir die Mädchen eines Morgens auf dem Schulhof mit Schneebällen bombardierten.

An dem Tag hatten wir in der ersten Stunde Mathematik. Anstatt mit dem Unterricht zu beginnen, sagte der Lehrer: »Ich habe euch draußen gesehen. Darüber sollten wir mal reden.«

Wir befürchteten, dass er uns bestrafen würde – es war derselbe Lehrer, der meinem Freund praktisch die Schneidezähne eingeschlagen hatte. Aber heute war er nicht zu Gewalttätigkeiten aufgelegt. »Ihr Jungs möchtet, dass die Mädchen euch mögen, richtig?« Ein paar von uns nickten. »Das ist ganz natürlich, denn wir lieben das andere Geschlecht. Irgendwann wollt ihr sie küssen, wollt sie umarmen und Liebe machen. Wollen das nicht alle hier?«

Jetzt nickten schon mehr. »Meint ihr, dass es dann sinnvoll ist, einem Mädchen einen Schneeball ins Gesicht zu werfen? Wollt ihr damit eure Liebe zeigen? Wollt ihr so sagen: ›Ich mag dich? Also wirklich!«

Nun hatte er unsere ganze Aufmerksamkeit. »Als *ich* die ersten Annäherungsversuche bei Mädchen unternommen habe, da habe ich ihnen Komplimente gemacht, ich habe sie geküsst und sie im Arm gehalten und ihnen ein gutes Gefühl gegeben. Das hab ich gemacht.«

Von unseren Vätern redeten die wenigsten so mit ihren Söhnen. Wir begriffen. Wenn man ein Mädchen haben wollte, musste man sich um ein nettes Gespräch bemühen und sie nicht ansabbern wie ein Hund. Man musste dafür sorgen, dass sie sich wohlfühlten. Ich

war einer von denen gewesen, die Schneebälle geworfen hatten. Nun nahm ich die Ratschläge des Lehrers gerne an und prägte sie mir gut ein.

Im letzten Jahr auf der Hauptschule hatte ich ein Erlebnis, das mir eine Vorstellung von meiner Zukunft vermittelte. Und das ausgerechnet bei einem Aufsatz in der letzten Schulwoche! Der Geschichtslehrer wählte immer vier oder fünf Jungen aus, denen er eine Zeitung in die Hand drückte. Wir mussten dann einen Aufsatz über einen unserer Ansicht nach interessanten Artikel oder ein besonderes Foto schreiben. Dieses Mal war ich an der Reihe und bekam den Sportteil. Darin war ein Foto von Mister Austria, Kurt Marnul, abgebildet, der einen Rekord beim Bankdrücken aufgestellt hatte – 190 Kilo. Mich faszinierte diese Leistung. Was mich aber besonders beeindruckte, war, dass er eine Brille trug. Eine markante Brille mit leicht getönten Gläsern. Eine Brille brachte ich eigentlich mit Intellektuellen in Verbindung, mit Lehrern und Geistlichen. Und doch stemmte Kurt Marnul in seinem Trägerhemd, mit seiner schmalen Taille und dem gewaltigen Brustkorb ein enormes Gewicht – und trug dabei eine Brille. Ich starrte auf das Bild. Wie konnte jemand, der vom Hals an aufwärts aussah wie ein Professor, 190 Kilo beim Bankdrücken bewältigen? Darüber schrieb ich meinen Aufsatz. Ich las ihn laut vor und freute mich, dass die anderen amüsiert lachten, aber insgeheim war ich schwer beeindruckt davon, dass ein Mann gleichzeitig klug und stark sein konnte.

Zusammen mit meinem neuen Interesse an Mädchen wurde ich mir zunehmend meines eigenen Körpers bewusst. Ich begann, mich noch mehr für Sport zu interessieren. Ich sah mir die Athleten genau an und wollte wissen, wie sie trainierten und ihren Körper einsetzten. Ein Jahr zuvor hatte mir das noch nichts bedeutet, jetzt bedeutete es mir alles.

Gleich nach Schulschluss machten sich meine Freunde und ich auf dem kürzesten Weg auf zum Thalersee. Hier verbrachten wir den Sommer. Wir schwammen, lieferten uns Schlamm-schlachten oder spielten Fußball. Ich fand schnell neue Bekannte unter den Boxern, Ringern und anderen Sportlern. Ein Jahr zuvor hatte ich Willi Richter kennengelernt, einen Rettungsschwimmer, der Anfang zwanzig war. Ich durfte ihm assistieren und bei der Arbeit helfen. Willi war ein guter Allroundsportler. Wenn er keinen Dienst

hatte, begleitete ich ihn beim Training. Er absolvierte ein umfassendes Programm, bei dem er den Park als Sportplatz benutzte, sich an den Ästen der Bäume zu Klimmzügen hochzog, auf der Wiese Liegestütz und Kniebeugen machte, über die Wege sprintete und seine Sprungkraft mit Sprüngen aus dem Stand trainierte. Zwischendurch präsentierte er mir hin und wieder seine Bizeps, was toll aussah.

Willi war mit zwei Brüdern befreundet, die eine Menge Muskeln hatten. Der eine war bereits Student, der andere war ein bisschen jünger. Sie machten Gewichtheben und Bodybuilding, und am Tag, an dem ich sie kennenlernte, trainierten sie gerade Kugelstoßen. Sie fragten, ob ich es auch versuchen wolle, und zeigten mir die Technik und die Schritte. Danach gingen wir zu einem Baum, wo Willi wieder seine Klimmzüge machte. Irgendwann fragte er: »Warum versuchst du es nicht auch einmal?« Ich konnte mich kaum festhalten, weil der Ast sehr dick war und man wirklich Kraft in den Fingern brauchte. Ich schaffte einen oder zwei Klimmzüge und ließ mich dann fallen. Willi sagte: »Wenn du den ganzen Sommer trainierst, garantiere ich dir, dass du zehn schaffst. Das wäre doch ein schöner Erfolg. Und ich wette, dass deine Rückenmuskeln auf jeder Seite um einen Zentimeter zulegen würden.«

Ich dachte: »Das klingt gut. Und nur von einer einzigen Übung.« Dann rannten wir den Hang hinauf und zogen das restliche Programm durch. Von da an absolvierte ich jeden Tag mit ihm zusammen seine Trainingsrunde.

Ein Jahr zuvor hatte Willi mich zur Weltmeisterschaft im Gewichtheben nach Wien mitgenommen. Wir waren zusammen mit anderen im Auto unterwegs. Die Fahrt nach Wien dauerte normalerweise etwa vier Stunden, aber wir brauchten länger als gedacht und kamen erst zum letzten Wettkampf an, dem Gewichtheben in der Kategorie Superschwergewicht. Der Sieger war ein riesiger Russe namens Juri Wlassow. Tausende Zuschauer schrien und jubelten, als er 190,5 Kilo beidarmig über seinen Kopf drückte. Nach dem Gewichtheben gab es einen Bodybuilding-Wettbewerb um den Titel des Mister World. Hier sah ich zum ersten Mal, wie eingeölte Männer die Muskeln aufpumpten und verschiedene Posen einnahmen, um ihren Körper zur Geltung zu bringen. Nach dem Wettkampf gingen wir hinter die Bühne und trafen Wlassow persönlich.

Ich weiß nicht, wie wir da hineingekommen waren, vielleicht hatte irgend jemand Beziehungen über den Gewichtheberverein in Graz.

Für mich war das ein unterhaltsames Abenteuer, aber im Alter von dreizehn Jahren dachte ich noch nicht daran, dass das einmal etwas mit meinem späteren Leben zu tun haben könnte. Doch ein Jahr später fügten sich die einzelnen Teile allmählich zusammen, und mir wurde klar, dass ich stark und muskulös sein wollte. Ich hatte den Film *Herkules erobert Atlantis* gesehen und war begeistert. Der Körper von Herkules beeindruckte mich sehr. »Weißt du, wer der Schauspieler ist?«, fragte Willi. »Das ist Mister Universum, Reg Park.« Ich erzählte Willi von meinem Schulaufsatz. Dabei stellte sich heraus, dass er dabei gewesen war, als Kurt Marnul den Rekord im Bankdrücken aufgestellt hatte. »Er ist ein Freund von mir«, sagte Willi.

Ein paar Tage später verkündete Willi: »Heute Abend kommt Kurt Marnul zum See. Du weißt schon, der Kerl, den du auf dem Foto gesehen hast.«

»Toll!«, sagte ich. Ich wartete zusammen mit einem Klassenkameraden. Wir schwammen und bewarfen uns wie üblich mit Schlamm, als schließlich Marnul mit einem wunderschönen Mädchen auftauchte.

Er trug ein enges T-Shirt, eine dunkle Hose und dieselbe getönte Brille wie auf dem Foto. Nachdem er sich in der Hütte der Rettungsschwimmer umgezogen hatte, trat er in einer knappen Badehose wieder heraus. Wir flippten fast aus. Wie unglaublich er aussah! Er war bekannt für seine gewaltigen Delta- und Trapezmuskeln, und sie waren wirklich gigantisch. Und er hatte eine perfekte schmale Taille und klar definierte Bauchmuskeln, eben das perfekte Aussehen eines Bodybuilders.

Dann ging das Mädchen, das ihn begleitete, in die Hütte und zog sich um und präsentierte sich im Bikini, und auch sie sah atemberaubend aus. Wir sagten kurz hallo und saßen dann nur noch herum und sahen den beiden beim Schwimmen zu.

Jetzt war ich endgültig Feuer und Flamme. Wie sich herausstellte, kam Marnul oft zum See und hatte immer fantastisch aussehende Mädchen dabei. Zu mir und meinem Freund Karl war er sehr nett. Er wusste, dass er unser Idol war. Karl Gerstl war blond, etwa so groß wie ich und ein paar Jahre älter. Ich hatte ihn eines Tages

einfach angesprochen, weil mir seine Muskeln aufgefallen waren. »Trainierst du?«, fragte ich.

»Na klar«, sagte er. »Ich habe mit Klimmzügen und hundert Klappmessern am Tag angefangen, aber ich weiß nicht, was ich sonst noch machen soll.« Also lud ich ihn ein, jeden Tag mit mir und Willi zu trainieren. Marnul sollte uns Übungen zeigen.

Schon bald schlossen sich uns noch andere an – Freunde von Willi und Leute aus dem Studio, wo Kurt trainierte. Alle waren älter als ich. Der Älteste war Mui, kräftig gebaut und um die vierzig. Mui war früher Profiringer gewesen, doch jetzt trainierte er nur noch mit Gewichten. Wie Marnul war Mui Junggeselle. Er studierte an der Universität und lebte von einem Stipendium – ein cooler Typ, der fließend Englisch sprach, klug war und politisch sehr interessiert. Für uns war er sehr wichtig, weil er uns die englischen und amerikanischen Bodybuilding-Zeitschriften ebenso übersetzte wie den *Playboy*.

Wir hatten immer ein paar Mädchen dabei – die mit uns trainieren oder uns einfach nur Gesellschaft leisten wollten. In Österreich und Europa allgemein ging es damals weit weniger puritanisch zu als in den USA. Das Verhältnis zum Körper war vergleichsweise unverkrampft. An geschützten Stellen am See war der Anblick von nackten Sonnenanbetern jedenfalls nichts Ungewöhnliches. Meine Freunde machten in Nudistencamps in Jugoslawien oder Frankreich Urlaub – das gab ihnen ein Gefühl von Freiheit. Und der Thalersee mit seinem hügeligen Ufer, den Büschen und verborgenen Pfaden war ein perfekter Ort für verliebte Pärchen. Als ich mit zehn oder elf Jahren rund um den See Eis verkaufte, verstand ich noch nicht so richtig, warum sie sich mit ihren Decken hinter die Büsche zurückzogen, aber jetzt war mir das klar.

In jenem Sommer stellten wir uns vor, wir würden wie die Gladiatoren leben. Wir drehten die Zeit zurück in die Antike, tranken Quellwasser und Rotwein, brieten Fleisch, hatten Frauen, rannten durch den Wald, trainierten und trieben Sport. Jede Woche machten wir am See ein großes Feuer und grillten Schaschlikspieße mit Fleisch, Tomaten und Zwiebeln. Wir lagen unter dem Sternenhimmel und drehten die Spieße auf der Glut, bis das Fleisch perfekt war.

Der Mann, der das Fleisch für unsere Feste spendierte, war Karls Vater, Fredi Gerstl. Er war der einzige echte Denker in unserer

Gruppe, ein kräftig gebauter Mann mit dicken Brillengläsern, der so gar nicht wie ein Vater daherkam, sondern mehr wie ein Freund. Fredi war politisch engagiert und betrieb zusammen mit seiner Frau die beiden größten Tabak- und Zeitungskioske in Graz. Er war Vorsitzender des Tabakhändlerverbands, doch was er am liebsten tat, war, jungen Leuten zu helfen. Am Wochenende machten er und seine Frau mit ihrem Boxer an der Leine einen Spaziergang rund um den See, und Karl und ich trotteten nebenher. Bei Fredi wusste man nie, welches Thema er ansprechen würde. Gerade redete er noch über den Kalten Krieg, und in der nächsten Minute zog er uns schon damit auf, dass wir noch nichts über Mädchen wüssten. Fredi war eigentlich ausgebildeter Opernsänger, und manchmal stellte er sich ans Wasser und schmetterte eine Arie. Zur Begleitung heulte der Hund dazu. Karl und mir war das so peinlich, dass wir uns beim Spaziergang immer weit zurückfallen ließen.

Fredi hatte auch die Idee mit den Gladiatoren. »Was wisst ihr Burschen schon über Krafttraining?«, sagte er eines Tages zu uns. »Warum macht ihr es nicht wie die römischen Gladiatoren? Die wussten, wie man trainiert!« Obwohl er Karl drängte, Medizin zu studieren, war er begeistert vom Krafttraining seines Sohnes. Die Idee vom Gleichgewicht von Körper und Geist war wie eine Religion für ihn. »Man muss das Ultimative aus dem Körper herausholen, aber auch aus dem Geist«, sagte er gern. »Lest Platon! Die Griechen haben die Olympischen Spiele begründet, uns aber auch große Philosophen geschenkt, und man muss sich mit beidem befassen.« Er erzählte uns von den griechischen Göttern, von der Schönheit des Körpers und der idealen Schönheit an sich. »Ich weiß, ein Teil geht zum einen Ohr hinein und zum anderen wieder hinaus«, erklärte er. »Aber ich werde euch Burschen fordern, und eines Tages wird der Groschen fallen, und ihr werdet merken, wie wichtig das ist.«

Für den Augenblick interessierte uns allerdings mehr, was wir von Kurt Marnul lernen konnten. Kurt war sehr charmant und unser großes Vorbild. Für uns war er perfekt, denn er war Mister Austria, er hatte den Körper und die Mädchen, hielt den Rekord beim Bankdrücken und fuhr ein Alfa-Romeo-Cabrio. Als ich ihn näher kannte, studierte ich genau sein Trainingsprogramm. Tagsüber verdiente er sein Geld als Vorarbeiter beim Straßenbau. Er fing früh an, hatte dafür aber schon um drei Uhr Feierabend. Dann ging er für drei Stun-

den ins Studio und trainierte. Wir durften ihn besuchen und bekamen dabei einen Eindruck von seinem Leben: Man arbeitet, man verdient Geld, kann sich dadurch ein Auto leisten, trainiert und gewinnt Meisterschaften. Es gab keine Abkürzung, man musste sich alles selbst erarbeiten. Marnul hatte eine Schwäche für schöne Mädchen. Er fand sie überall – im Restaurant, am See, auf dem Sportplatz. Manchmal lud er sie ein, auf seiner Baustelle vorbeizuschauen, wo er im Achselhemd die Arbeiter herumkommandierte und die Abläufe koordinierte. Aber natürlich blieb immer Zeit für ein Schwätzchen mit den Mädchen. Der Thalersee war ein fester Bestandteil seines Programms. Ein Durchschnittstyp würde ein Mädchen einfach nach der Arbeit auf ein Getränk einladen, doch Kurt war viel raffinierter. Er fuhr mit ihr in seinem Alfa an den See zum Baden. Dann aßen sie in einem Restaurant zu Abend, und er stellte fleißig Rotwein. Im Auto hatte er stets eine Decke und eine weitere Flasche Rotwein dabei. Nach dem Essen gingen sie noch einmal zum See und suchten sich ein romantisches Plätzchen. Er breitete die Decke aus, öffnete den Wein und machte ihr Komplimente. Was für ein Schlawiner! Ihn in Aktion zu beobachten beschleunigte bei mir den Prozess, den mein Mathematiklehrer in Gang gesetzt hatte. Ich lernte Kurts Sprüche auswendig, ahmte seine Gesten nach und übernahm auch die Idee mit der Decke und dem Wein. Wir machten es alle so. Und die Mädchen gingen darauf ein!

Kurt und die anderen sahen Potenzial in mir, weil ich innerhalb kurzer Zeit deutlich an Kraft und Muskelmasse zugelegt hatte. Am Ende des Sommers luden sie mich ein, bei ihnen in Graz mit Gewichten zu trainieren. Der Trainingsraum der Athletik Union Graz befand sich unter den Tribünen des Fußballstadions – ein großer Raum mit Betonwänden, Leuchtstoffröhren an der Decke und einer ganz einfachen Ausstattung: Lang- und Kurzhanteln, Klimmzugstangen und Hantelbänken. Überall sah man kräftige Männer, die schnaufend Gewichte stemmten. Die Jungs vom See zeigten mir ein paar grundlegende Übungen, dann trainierte ich die nächsten drei Stunden lang fröhlich Bankdrücken und Knie- und Armbeugen mit Gewichten.

Normalerweise macht ein Anfänger bei jeder Übung drei Sets mit zehn Wiederholungen, damit sich die Muskeln an die Belastung gewöhnen. Aber das hatte mir niemand gesagt. Ich machte daher *zehn*

Sets von jeder Übung. Danach ging ich zufrieden duschen. Fließend Wasser hatten wir daheim nicht, und ich freute mich immer auf die Dusche im Fußballstadion, auch wenn es nur kaltes Wasser gab. Dann zog ich mich an und ging nach draußen.

Meine Beine fühlten sich ein bisschen wacklig und schwer an, aber darüber machte ich mir keine großen Gedanken. Doch als ich aufs Fahrrad stieg, fiel ich gleich wieder runter. Das war seltsam. Meine Arme und Beine kamen mir vor, als ob sie keine Verbindung zum übrigen Körper hätten. Ich stieg wieder aufs Rad, konnte aber den Lenker kaum gerade halten. Meine Oberschenkel zitterten, als ob sie aus Gummi wären. Unkontrolliert schwankend fuhr ich mit dem Fahrrad an den Straßenrand und fiel in den Graben. Es war schrecklich. Am Ende musste ich nach Hause laufen, eine mühsame, über sechs Kilometer lange Wanderung. Trotzdem konnte ich es kaum erwarten, bis ich wieder im Kraftraum war, um weiterzutrainieren.

Dieser Sommer war sehr prägend für mich. Ich existierte nicht mehr nur, ich begann zu leben. Ich wurde aus der öden Routine hinauskatapultiert, die meinen Alltag bisher bestimmt hatte – wo ich aufstand, beim Nachbarn die Milch holte, nach Hause kam, meine Liegestützen und Sit-ups machte, während meine Mutter das Frühstück zubereitete und mein Vater sich für die Arbeit fertig machte – ein Alltag, der kaum etwas bot, worauf man sich freuen konnte. Doch jetzt gab es in meinem Leben Freude, Anstrengung, Schmerz, Glück, Vergnügen, Frauen, Leidenschaft. Ich dachte: »Das ist das wahre Leben! Das ist sensationell!« Ich schätzte zwar meinen Vater als Vorbild, bewunderte seine Disziplin und war voller Anerkennung für das, was er in seinem Beruf, im Sport und in der Musik erreicht hatte, doch allein weil er mein Vater war, minderte sich die Bedeutung dieser Dinge für mich. Plötzlich hatte ich ein ganz neues Leben, und es war *mein* Leben.

Im Herbst 1962 begann ein neues Kapitel in meinem Leben. Ich war fünfzehn Jahre alt, kam auf die Berufsschule in Graz und fing eine Lehre an. Obwohl ich noch zu Hause wohnte, ersetzte mir das Training mehr und mehr die Familie. Die Älteren halfen den Jüngeren. Wenn man etwas falsch machte, kamen sie dazu und korrigierten die Haltung. Karli Gerstl war einer meiner Trainingspartner,

und gemeinsam erfuhren wir, was für eine Freude es sein kann, sich gegenseitig anzufeuern, den anderen herauszufordern, in freundschaftliche Konkurrenz zu treten. »Ich mache zehn Wiederholungen mit dem Gewicht, wetten?«, verkündete Karli. Dann machte er elf, nur um es mir zu beweisen. Ich sah ihn bloß an und antwortete: »Dann mache ich jetzt zwölf.«

Viele Ideen fürs Training holten wir uns aus Zeitschriften. Es gab Muskel- und Gewichthebermagazine auf Deutsch, aber die amerikanischen waren weitaus besser. Unser Freund Mui lieferte uns die Übersetzungen. Die Zeitschriften waren unsere Bibel beim Training und lieferten uns Anleitungen für unsere Ernährung, für die Zubereitung verschiedener Protein-Drinks zum Muskelaufbau und für die Arbeit mit einem Trainingspartner. Bodybuilding wurde als eine Art goldener Traum präsentiert. In jeder Ausgabe gab es Fotos von Champions und Details zu ihren Trainingsprogrammen. Bodybuilder posierten lächelnd am Muscle Beach in Kalifornien, natürlich stets umgeben von umwerfend schönen Mädchen in sexy Badeanzügen. Wir alle kannten den Namen des Verlegers Joe Weider, der eine Art Hugh Hefner der Bodybuilder-Welt war – ihm gehörten die Zeitschriften, von ihm fanden sich in jeder Ausgabe ein Foto und ein Artikel, und seine Frau Betty, ein gutaussehendes Model, war auf fast jeder Strandaufnahme zu sehen.

Das Training nahm mich immer mehr in Anspruch, ich konnte an nichts anderes mehr denken. Als ich eines Sonntags im Stadion vor verschlossener Tür stand, brach ich ein und trainierte bei Eiskälte im ungeheizten Kraftraum. Ich musste mir Handtücher um die Finger wickeln, damit meine Haut nicht an den Metallstangen festfror. Der Erfolg ließ sich Woche für Woche messen, ich konnte größere Gewichte heben, meine Muskeln tolerierten immer mehr Wiederholungen, die Form meines Körpers, seine Masse und sein Gewicht veränderten sich. Ich wurde offizielles Mitglied bei Athletik Union und war sehr stolz, dass ich, der unbedeutende Arnold Schwarzenegger, im gleichen Verein trainierte wie Mister Austria, der große Kurt Marnul. Der Verein wurde mein neues Zuhause, auch wenn bei Regen das Wasser die Wände hinunterlief und ich eigentlich immer noch bei meinen Eltern wohnte.

Ich hatte schon viele Sportarten ausprobiert, aber noch nie hatte mein Körper so reagiert wie jetzt auf das Krafttraining. Damit war

klar, dass hier mein größtes Potenzial lag und ich alles geben würde. Ich hätte nicht sagen können, was mich antrieb. Aber ich hatte das Gefühl, dass ich für das Krafttraining geboren war und dass es mir irgendwie die Chance bieten würde, aus Thal wegzukommen. Kurt Marnul hatte es bis zum Mister Austria geschafft, dachte ich, und er hatte mir bereits gesagt, dass ich das auch konnte, wenn ich hart genug trainierte, also wollte ich genau das tun. Mit diesem Gedanken wurden die Stunden, die ich damit verbrachte, Tonnen von Eisen und Stahl zu heben, zum Vergnügen. Jedes schmerzliche Set, jede zusätzliche Wiederholung war ein Schritt in Richtung auf mein Ziel, Mister Austria zu werden und dann an der Ausscheidung um den Titel des Mister Europa teilzunehmen. Im November stieß ich dann in einem Kaufhaus in Graz auf die neueste Ausgabe von *Muscle Builder*. Auf dem Titel war der aktuelle Mister Universum abgebildet, Reg Park. Er trug einen Lendenschurz und posierte als Herkules, wie ich ihn im Sommer in meinem Lieblingsfilm bewundert hatte. Im Heft sah man Reg in verschiedenen Posen, beim Training, als Sieger beim Mister-Universum-Wettkampf, den er zu dem Zeitpunkt bereits zweimal gewonnen hatte, beim Händedruck mit Joe Weider und am Muscle Beach im Gespräch mit dem legendären Steve Reeves, dem früheren Mister Universum, der auch schon in Herkules-Filmen mitgespielt hatte.

Ich konnte es kaum erwarten, bis ich Mui traf, um mir erzählen zu lassen, was im Artikel stand. Ich erfuhr schließlich, dass darin Regs Lebensgeschichte geschildert wurde, wie er in armen Verhältnissen in Leeds aufgewachsen war, Mister Universum wurde, nach Rom kam, um den Herkules zu spielen, und eine südafrikanische Schönheit heiratete, mit der er jetzt auch in Südafrika lebte, wenn er nicht gerade am Muscle Beach trainierte.

Der Artikel zeigte mir einen neuen Weg auf. Ich würde der neue Reg Park werden. Plötzlich fügten sich all meine Träume zusammen und ergaben einen Sinn. Ich hatte eine Möglichkeit gefunden, nach Amerika zu kommen: übers Bodybuilding! Damit würde ich vielleicht auch zum Film kommen. Als Schauspieler würde ich auf der ganzen Welt berühmt werden. Mit den Filmen würde ich Geld verdienen – ich war überzeugt, dass Reg Park Millionär war –, und die schönen Mädchen würden mir scharenweise nachlaufen, was für mich damals ein sehr wichtiger Aspekt war.

In den folgenden Wochen feilte ich weiter an meinem Traum, bis ich mir auch die Details zurechtgelegt hatte. Ich würde am Wettkampf um den Titel des Mister Universum teilnehmen, ich würde Rekorde im Gewichtheben brechen, ich würde nach Hollywood gehen – kurz, ich würde es genau wie Reg Park machen. Diese Vision hatte ich so deutlich vor Augen, dass ich dachte, alles müsste genau so eintreffen. Es gab keine Alternative, entweder so oder gar nicht. Meiner Mutter fiel die Veränderung an mir sofort auf. Ich kam mit einem breiten Lächeln nach Hause. Ich erzählte ihr, dass ich Krafttraining machte, und sie sah natürlich, welche Freude ich daran hatte. Doch im Lauf der Monate wurde sie zunehmend unruhig, als sie meine Besessenheit bemerkte. Im Frühjahr hatte ich die Wand über meinem Bett mit Bildern muskelbepackter Männer dekoriert: Boxer, Profiringer, Gewichtheber und Kraftdreikämpfer. Aber vor allem waren es Bodybuilder in verschiedenen Posen, hauptsächlich Reg Park und Steve Reeves. Ich war stolz auf meine Wand. Fotokopien waren damals noch nicht üblich, ich hatte die Bilder daher in Zeitschriften gesammelt und sie dann abfotografieren und im DIN-A4-Format abziehen lassen. Dann hatte ich eine Art schwarzen Filz zugeschnitten, die Bilder aufgeklebt und an die Wand gehängt. Es sah wirklich prächtig aus. Aber meine Mutter machte sich ernsthafte Sorgen.

Sie wusste sich schließlich nicht mehr anders zu helfen und hielt den Wagen unseres Arztes an, als er auf seiner üblichen Tour durchs Dorf kam. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen«, sagte sie und führte ihn nach oben in mein Zimmer.

Ich saß im Wohnzimmer und machte Hausaufgaben, hörte jedoch einen Großteil des Gesprächs. »Herr Doktor«, sagte meine Mutter, »wenn ich die Zimmer von anderen Jungen, von Arnolds Freunden sehe, hängen dort überall Mädchen an der Wand. Poster, Bilder aus Zeitschriften, Farbfotos von Mädchen. Und jetzt schauen Sie hier. Lauter nackte Männer.«

»Das ist ganz normal, Frau Schwarzenegger«, sagte der Arzt, »Jungen brauchen Vorbilder. Sie schauen auf ihren Vater, aber oft reicht das nicht, weil er der Vater ist, daher nehmen sie sich auch andere Männer zum Vorbild. Das ist sogar sehr gut so. Machen Sie sich keine Sorgen.«

Nachdem er wieder gegangen war, wischte sich meine Mutter die

Tränen aus den Augen und tat so, als ob nichts gewesen wäre. Danach sagte sie zu ihren Freundinnen: »Mein Sohn hat Bilder von starken Männern und Sportlern an der Wand hängen. Das spornt ihn an, er trainiert jetzt jeden Tag. Arnold, sag ihnen, wie viel Gewicht du jetzt heben kannst.« Natürlich hatte ich mittlerweile auch Erfolg bei den Mädchen, aber das konnte ich meiner Mutter natürlich nicht erzählen. Doch im Frühjahr entdeckte sie selbst, wie sehr sich die Dinge verändert hatten. Ich hatte gerade ein Mädchen kennengelernt, das zwei Jahre älter und eine große Naturfreundin war. »Ich gehe auch gern zelten!«, erklärte ich ihr. »Zum Hof unseres Nachbarn gehört eine sehr schöne Wiese, direkt unterhalb von unserem Haus. Warum bringst du nicht dein Zelt mit?« Sie kam am nächsten Tag, und wir hatten großen Spaß dabei, nachmittags das kleine Zelt aufzustellen. Ein paar Nachbarskinder halfen uns, die Heringe in den Boden zu hämmern. Das Zelt, dessen Eingang man mit einem Reißverschluss verschließen konnte, hatte genau die richtige Größe für zwei Personen. Als die Kinder weg waren, krochen das Mädchen und ich ins Zelt und fingen an zu schmusen. Sie hatte gerade ihr Oberteil ausgezogen, als ich den Reißverschluss hörte. Ich drehte mich um und sah meine Mutter, die den Kopf zum Zelt hereinreckte. Sie machte eine schreckliche Szene, nannte das Mädchen ein Flittchen und eine Hure und stürmte dann wieder den Hang zu unserem Haus hinauf. Dem armen Mädchen war das alles furchtbar peinlich. Ich half ihr, das Zelt abzubauen, und dann hatte sie es eilig, wegzukommen.

Ich ging zurück ins Haus und stellte meine Mutter zur Rede. »Was soll das?«, schrie ich. »Zuerst erzählst du dem Doktor, dass ich diese Bilder habe, und dann machst du dir Sorgen, wenn ich mit einem Mädchen zusammen bin. Ich kapiere das nicht. So etwas machen Jungen doch.«

»Nein, nein, nein. Nicht vor meinem Haus.«

An diesen neuen Sohn musste sie sich erst noch gewöhnen. Ich wollte einfach mein Leben leben. Am darauffolgenden Samstag ging ich in die Stadt und traf mich wieder mit dem Mädchen – bei ihr daheim, ihre Eltern waren nicht da.

Zu meiner Ausbildung, die ich im Herbst 1962 begann, gehörte neben der Berufsschule auch eine Lehre. Morgens hatten wir Unter-

richt, und den Nachmittag verbrachten wir an unseren verschiedenen Arbeitsstellen in Graz. Das war viel besser, als den ganzen Tag im Klassenzimmer zu hocken. Meine Eltern wussten, dass ich gut in Mathematik war und gern mit Zahlen jonglierte, daher hatten sie für mich eine kaufmännische Ausbildung anstelle einer Lehrstelle im Handwerk ausgesucht.

Ich lernte bei Mayer-Stechbarth, einem kleinen Baustoffhandel mit vier Angestellten in der Neubaustraße. Das Geschäft gehörte Herrn Dr. Matscher, einem pensionierten Anwalt, der immer im Anzug zur Arbeit kam. Er führte den Laden zusammen mit seiner Frau Christine. Anfangs wurden mir hauptsächlich körperliche Tätigkeiten aufgetragen, wie Holzstapeln oder Schneeschaufeln. Ich übernahm auch gern die Auslieferung der Waren: Schwere Verbundplatten durchs Treppenhaus zu einem Kunden zu schleppen war für mich eine andere Form von Krafttraining. Doch schon bald wurde mir die Lagerverwaltung anvertraut und dadurch mein Interesse daran geweckt, wie man ein Geschäft führt. Ich lernte, wie man Bestellungen schreibt, und wandte bei der Abrechnung an, was ich im Fach Buchführung gelernt hatte.

Doch das Wichtigste, was ich lernte, war das Verkaufen. Bei uns galt die Regel: Kein Kunde verlässt das Geschäft, ohne dass man ihm etwas verkauft hat. Wem das nicht gelang, der war ein schlechter Verkäufer. Selbst wenn es nur eine kleine Schraube war, man musste etwas verkaufen. Das hieß, sämtliche Möglichkeiten zu nutzen. Wenn ich kein Linoleum verkaufen konnte, schwatzte ich dem Kunden wenigstens ein Bodenputzmittel auf.

Mit dem zweiten Lehrling Franz Janz freundete ich mich schnell an. Auch er war von Amerika begeistert, und wir redeten endlos über die Vereinigten Staaten und versuchten sogar, den Namen Schwarzenegger ins Englische zu übersetzen. Wir einigten uns auf »Black Corner«, obwohl es, wie ich heute weiß, eher »Black Plowman« hätte heißen müssen. Ich nahm Franz mit in den Kraftraum und versuchte, ihn fürs Training zu begeistern, doch ohne Erfolg. Er interessierte sich mehr fürs Gitarrespielen – er war Mitglied der Mods, der ersten Grazer Rockband.

Doch Franz verstand, wie viel mir das Training bedeutete. Eines Tages entdeckte er ein Hantelset, das jemand weggeworfen hatte. Er transportierte die Langhanteln auf einem Schlitten zu sich nach

Hause und überredete seinen Vater, den Rost abzuschleifen und die Hanteln zu lackieren. Dann brachte er sie mir nach Hause. Kurzerhand verwandelte ich den ungeheizten Flur neben der Treppe in meinen hauseigenen Krafraum. Von da an konnte ich mein Training noch steigern und zu Hause trainieren, wenn ich es nicht zum Stadion schaffte.

Bei Meyer-Stechbarth galt ich als der Lehrling, der nach Amerika wollte. Die Matschers hatten sehr viel Geduld mit uns Auszubildenden. Sie brachten uns bei, wie man mit Kunden und untereinander umgeht und sich selbst Ziele setzt. Frau Matscher war entschlossen, die ihrer Ansicht nach bestehenden Lücken in unserer Erziehung zu füllen. Sie fand, dass wir Schwächen in gehobener Konversation hatten, und wollte uns weltgewandter machen. Also setzte sie sich mit uns zusammen und sprach über Kunst, Religion und aktuelle Ereignisse. Als Belohnung für unsere Mühe gab es Marmeladenbrote.

Etwa zur selben Zeit, als Frau Matscher meinen kulturellen Horizont erweiterte, erzielte ich auch meine ersten sportlichen Erfolge. Eine Bierhalle mag ein seltsamer Ort für den Beginn einer sportlichen Karriere sein, doch in meinem Fall war es so. Im März 1963 bestritt ich im Alter von fünfzehn Jahren meinen ersten Wettkampf im Trikot der Athletik Union – schwarze Trainingsschuhe, braune Socken, ein schwarzes Trikot mit schmalen Trägern und dem Vereinsabzeichen auf der Brust. Wir traten gegen einen rivalisierenden Gewichtheberverein an, zur Unterhaltung der etwa drei- oder vierhundert Zuschauer, die an langen Tischen saßen, rauchten und mit ihren Bierkrügen anstießen.

Ich trat zum ersten Mal vor Publikum an, daher war ich entsprechend aufgeregt und nervös. Ich rieb mir die Hände mit Kreide ein, damit mir die Stange nicht wegrutschte, und schaffte beidarmig auf Anhieb 70 Kilo, mein übliches Gewicht. Die Menge jubelte. Der Applaus hatte einen ungeahnten Effekt auf mich. Ich konnte es kaum erwarten, dass ich wieder an der Reihe war. Dieses Mal schaffte ich zu meiner eigenen Überraschung 85 Kilo – 15 Kilo mehr als je zuvor beim Training. Manche sind vor Publikum besser, andere schlechter als im Training. Ein Gewichtheber aus der anderen Mannschaft, der normalerweise besser war als ich, wurde nervös durch die Zuschauer und scheiterte bei seinem letzten Versuch. Danach erzählte

er mir, dass er sich einfach nicht so gut wie im Krafraum konzentrieren konnte. Bei mir war es genau umgekehrt. Ich stellte fest, dass ich vor Publikum deutlich bessere Leistungen erzielte. Die Zuschauer beflügelten mich, gaben mir Kraft und stärkten mein Ego noch.

Kapitel 3 **Bekenntnisse eines Panzerfahrers**

Die Kaserne bei Graz war Standort einer Panzerdivision des österreichischen Bundesheers. Ich hatte mich darüber informiert, weil in Österreich Wehrpflicht herrschte und ich nach einer Möglichkeit suchte, den Militärdienst mit meinem großen Ziel in Einklang zu bringen. Mir war klar, dass jemand mit meinem Körperbau in der Infanterie landen würde, um dort Maschinengewehre und Munition die Berge hinaufzuschleppen. Doch die Infanterie war in Salzburg stationiert, und das passte nicht zu meinen Plänen. Ich wollte in Graz bleiben und mein Training fortsetzen, denn ich wollte nicht Krieg führen, sondern eines Tages Weltmeister im Bodybuilding werden. Natürlich hatte das österreichische Bundesheer auch nicht vor, Krieg zu führen. Österreich hatte eine Armee, weil wir eine haben durften. Doch die Streitkräfte waren klein, und niemand dachte wirklich an eine aktive militärische Auseinandersetzung.

Ich freute mich auf den Militärdienst, weil ich dadurch zum ersten Mal von zu Hause wegkam. Ich hatte gerade meine Lehre abgeschlossen, und je schneller ich den Militärdienst hinter mich gebracht hatte, desto früher bekam ich einen Reisepass.

Panzerfahren klang wirklich gut. Mehrere Freunde waren inzwischen beim Bundesheer und in Graz stationiert, und ich löcherte sie mit Fragen über mögliche Aufgaben beim Militär. Es gab viele Positionen für neue Rekruten, man konnte auch in der Verwaltung oder in der Küche arbeiten, wo man nichts mit Panzern zu tun hatte. Meine Freunde waren bei den Panzergrenadieren, das heißt, sie sollten die Panzer der Panzertruppe unterstützen, auf Schützenpanzern mitfahren, herunterspringen und nach Panzerabwehrminen suchen und so weiter.

Mich jedoch faszinierten vor allem die Panzer selbst. Ich habe

nun einmal eine Vorliebe für große, schwere Geräte, und die in Amerika gebauten Kampfpanzer M47 Patton, benannt nach General George S. Patton, gehörten mit einer Breite von 3,50 Metern, einem Gewicht von 50 Tonnen und 800 PS eindeutig in diese Kategorie. Der Panzer konnte mühelos eine Mauer durchbrechen, ohne dass die Besatzung überhaupt etwas davon bemerkte. Ich staunte, dass man einem Achtzehnjährigen ein so großes und teures Fahrzeug anvertraute. Ein weiterer Pluspunkt bei der Ausbildung zum Panzerfahrer bestand darin, dass man zuerst den Motorradführerschein, den Pkw- und den Lkw-Führerschein machte und lernte, mit einem Sattelschlepper zu rangieren, bevor man auf einen Panzer gelassen wurde. Das Militär bezahlte die Ausbildung, die sonst ein kleines Vermögen gekostet hätte. Außerdem hatte das Bundesheer nur neunhundert Panzer, und ich wollte mich schon damals gern von den anderen abheben.

Mein Vater hätte es immer noch gern gesehen, wenn ich Polizist oder Berufssoldat geworden wäre, daher legte er für mich ein Wort bei einem alten Kriegskameraden ein, der mittlerweile Kommandant des Grazer Stützpunkts war. Er war ein großer Sportfan und freute sich, mich in seinen Reihen zu haben. Nach meiner Grundausbildung sorgte er dafür, dass ich in der Kaserne einen Krafraum einrichten konnte.

Alles hätte perfekt gepasst, doch in einem Punkt hatte ich mich verrechnet. Inzwischen nahm ich regelmäßig an Wettkämpfen im Gewichtheben und Bodybuilding teil und gewann Preise. Ich war bei den Junioren regionaler Meister im Gewichtheben und hatte im Sommer gerade die österreichischen Meisterschaften im Kraftdreikampf in der Schwergewichtsklasse gewonnen und dabei Männer mit deutlich mehr Erfahrung geschlagen. Man sah zwar auf den ersten Blick, dass ich trotz meiner Muskeln immer noch ein zu groß geratener Junge war, dennoch absolvierte ich bereits meine ersten Bodybuilding-Wettkämpfe. Ich gewann eine regionale Meisterschaft und wurde sogar Dritter beim Kampf um den Titel des Mister Austria – war also gut genug, um mit Kurt Marnul auf einer Bühne zu stehen, der immer noch der König war. Kurz vor meiner Einberufung hatte ich mich zu meinem ersten internationalen Wettkampf angemeldet, der Juniorenveranstaltung des Mister Europa in Stuttgart – ein wichtiger Schritt in meinem Plan. Was ich nicht gewusst

hatte, war, dass ich Graz während meiner sechswöchigen Grundausbildung nicht verlassen durfte.

Gegen die Grundausbildung an sich hatte ich nichts. Ich lernte dabei, dass man auch Dinge schaffen kann, die einem eigentlich unmöglich scheinen. Hatten wir es etwa für möglich gehalten, dass wir mit kompletter Ausrüstung diesen Felsvorsprung da hinaufkommen würden? Nein. Aber als es uns befohlen wurde, schafften wir es. Und auf dem Weg stopften wir uns auch noch die Taschen mit Pilzen voll, aus denen uns der Koch dann am Abend eine Suppe kochte.

Trotzdem wollte ich unbedingt zum Wettkampf um den Titel »Junior Mister Europa« antreten. Ich nutzte jede freie Minute, um auf dem Klo meine Posen zu üben. Ich flehte den Ausbilder an, den Wettkampf wie einen Notfall in der Familie zu behandeln und mich nach Stuttgart reisen zu lassen. Keine Chance. Am Abend vor dem Wettkampf dachte ich schließlich: »Ihr könnt mich mal«, und marschierte einfach zum Kasernentor hinaus.

Nach einer siebenstündigen Bahnfahrt war ich in Stuttgart, führte meine Posen vor und genoss den Beifall. Ich gewann den Titel »Bestgebauter Juniorathlet Europas«. Ich war zum ersten Mal im Ausland und noch nie vor so vielen Zuschauern aufgetreten. Ich fühlte mich wie King Kong.

Leider wurde ich bei meiner Rückkehr in die Kaserne hart bestraft. Ich bekam vierundzwanzig Stunden Zellenarrest. Dann hörten meine Vorgesetzten von meinem Titelgewinn und hoben den Arrest auf. Während der restlichen Grundausbildung verhielt ich mich möglichst unauffällig. Schon bald konnte ich mich bei dem Panzerbataillon melden, das der Freund meines Vaters befehligte. Von da an war meine Militärzeit ein fantastisches Abenteuer. Ich richtete einen Krafraum in der Kaserne ein, wo ich vier Stunden am Tag trainieren durfte. Auch einige Offiziere und Soldaten begannen mit dem Training. Zum ersten Mal in meinem Leben konnte ich jeden Tag Fleisch essen – Protein in Hülle und Fülle. Ich legte so schnell an Masse zu, dass mir alle drei Monate die Uniform zu klein wurde und ich sie eine Nummer größer benötigte.

Wir begannen sofort mit der Motorradausbildung, und einen Monat später fuhren wir schon Auto. Wir lernten die Grundlagen der Mechanik, weil man in der Lage sein musste, seinen Wagen

selbst zu reparieren, wenn er einen einfachen Schaden hatte. Dann kam das Lastwagenfahren an die Reihe, was gar nicht so einfach war, weil die Militärlaster kein synchronisiertes Getriebe hatten und man beim Schalten in den Leerlauf gehen und Zwischengas geben musste, damit der Motor die für den nächsten Gang richtige Drehzahl hatte. Anfangs knirschte es beim Schalten gewaltig, und es war richtig aufregend, weil wir nach ein bisschen Üben auf dem Kaserengelände sofort in den richtigen Verkehr hinausmussten. Bis einem das Schalten in Fleisch und Blut übergegangen war, war es sehr schwer, die Augen nicht von der Straße zu wenden. Einmal schaute ich nur kurz nach unten, doch als ich wieder aufsaß, hatten die Autos vor mir angehalten, und ich musste hart bremsen und runterschalten und auf die Kupplung achten, während mich der Fahrlehrer anbrüllte. Auf dem Rückweg war ich schweißgebadet. Auch eine Methode, Körperfett zu verlieren!

Auch die nächste Stufe, das Rangieren mit Sattelschleppern, war schwierig, vor allem das Rückwärtsfahren mit Hilfe der Außenspiegel, wobei man in die umgekehrte Richtung lenken musste, um den Anhänger an die richtige Stelle zu bugsieren. Bis ich das gelernt hatte, brauchte ich eine Weile und ramponierte dabei einige Fahrzeuge und Gebäude. Doch es war ein gutes Gefühl, als ich es geschafft hatte und endlich Panzer fahren durfte.

Der M47 ist so gebaut, dass man ihn einhändig steuern kann; mit einem Joystick kontrolliert man die Gänge und den Antrieb der Ketten. Der Fahrer sitzt in der vorderen linken Ecke der Wanne und hat eine Bremse und ein Gaspedal zu seinen Füßen. Der Metallsitz kann höher oder niedriger gestellt werden. Normalerweise fährt man mit aufgeklappter Luke und streckt den Kopf hinaus, damit man besser sieht. Doch in der Schlacht lässt man den Sitz runter, schließt die Luke und schaut durch ein Periskop. Für Nachtfahrten gab es ein primitives Infrarotlicht, mit dem man die Umrisse von Bäumen, Büschen und anderen Panzern erkennen konnte. Ich passte trotz meiner Größe in den Sitz, doch das Fahren mit geschlossener Luke war eine ziemlich klaustrophobe Geschichte. Ich war sehr stolz, dass ich ein so großes Gerät fahren durfte, das so ganz anders war als alles, was ich bisher kannte.

Das nächste Übungsgelände war ein Gebiet entlang der Bergkette zwischen Thal und Graz. Wir mussten dafür die Kaserne verlassen

und eineinhalb Stunden eine kurvige Schotterstraße hinauffahren – eine Kompanie mit zwanzig Panzern, die an Häusern und Dörfern vorbeirumpelten. Normalerweise fuhren wir nachts, weil dann so gut wie kein Verkehr herrschte. Ich war stolz auf meine Fahrkünste, ich konnte präzise manövrieren und relativ weich durch Löcher und Gräben fahren, sodass mein Kommandant und die Besatzung nicht allzu sehr durchgerüttelt wurden. Allerdings zog ich zu dieser Zeit auch Katastrophen aller Art geradezu magnetisch an.

Wenn wir im Gelände übernachteten, hatten wir einen festen Ablauf. Zuerst ein bisschen Krafttraining. Ich hatte Gewichtscheiben, Hanteln und eine Hantelbank oben auf dem Panzer verstaут, wo normalerweise das Werkzeug mitgeführt wurde. Die anderen schlossen sich mir an – drei, vier oder fünf Kameraden –, und so trainierten wir eineinhalb Stunden vor dem Essen. In manchen Nächten mussten die Fahrer bei ihren Panzern bleiben, während die anderen im Zelt schliefen. Wir hoben dann eine Mulde aus, legten eine Decke hinein und parkten den Panzer darüber. Das sollte uns vor Wildschweinen schützen. Wir durften nicht auf sie schießen, und ich glaube, das wussten sie, denn sie bewegten sich auf dem Übungsplatz ohne große Scheu. Wir hatten auch Wachen postiert, die oben auf dem Panzer standen, damit die Wildschweine nicht auf sie losgehen konnten.

Eines Nachts kampierten wir neben einem Bach. Plötzlich wachte ich mit einem Ruck auf. Ich dachte, ich hätte Wildschweine gehört. Dann merkte ich, dass über mir etwas fehlte. Mein Panzer war weg. Ich sah mich um und entdeckte ihn zehn Meter entfernt im Bach, nur noch das Hinterteil ragte aus dem Wasser. Die Schnauze war untergetaucht, das Geschützrohr steckte tief im Schlamm. Ich hatte vergessen, die Bremse anzuziehen, und der Grund fiel zum Bach hin ab, sodass der Panzer langsam weggerollt war, während wir schliefen. Ich versuchte, den Panzer aus dem Bach zu fahren, aber die Ketten drehten im Schlamm durch.

Wir mussten ein 80 Tonnen schweres Abschleppfahrzeug herbeschaffen. Trotzdem dauerte es Stunden, bis der Panzer herausgezogen war. Danach musste er in die Werkstatt. Der Turm war abgebrochen, und das Geschütz benötigte eine spezielle Reinigung. Ich bekam wieder vierundzwanzig Stunden Arrest.

Selbst in der Panzergarage war ich ein Sicherheitsrisiko. Eines

Morgens startete ich dort meinen Panzer, stellte meinen Sitz ein und überprüfte vor dem Losfahren die Anzeigen. Alles sah gut aus, aber ich hatte das Gefühl, dass der Panzer ein bisschen wackelte, als ob der Motor stottern würde. Ich dachte: »Vielleicht sollte ich ein bisschen Gas geben, damit er wieder rund läuft.« Also gab ich Gas und behielt dabei die Messinstrumente im Auge, aber das Rütteln wurde nur noch schlimmer. Seltsam. Dann fiel mir auf, dass Staub von der Decke rieselte. Ich schaute aus der Luke und merkte, dass der Motor gar nicht im Leerlauf lief und ich stattdessen gegen die Garagemauer fuhr. Das hatte die Erschütterung verursacht! Dann platzte ein Rohr, überall spritzte Wasser umher, und es roch nach Gas.

Alle riefen »Anhalten! Anhalten!«, also stellte ich den Motor ab. Ich kletterte raus und rannte sofort zum Kommandanten, dem ehemaligen Kameraden meines Vaters. Er war meine letzte Hoffnung. Noch am Morgen hatte ich ihn getroffen, er hatte mich gelobt und gesagt: »Ich habe neulich Ihren Vater gesehen und ihm gesagt, wie gut Sie sich machen.«

Also klopfte ich an seine Tür und sagte: »Ich glaube, ich habe da ein kleines Schlamassel angerichtet.«

Er war immer noch bester Laune. »Ach, machen Sie sich keine Gedanken! Was ist es denn, Arnold?«

»Na ja, ich glaube, das schauen Sie sich besser selbst an.«

Er sagte: »Also gut, gehen wir.« Unterwegs klopfte er mir auf die Schulter, schließlich war er der Ansicht, dass ich mich gut machte.

Dann sah er, wie das Wasser aus der Wand spritzte und die Kameraden aufgeregt hin und her liefen und der Panzer aus der Garagemauer ragte.

Seine Laune änderte sich schlagartig. Er brüllte und gab mir jeden Schimpfnamen, der ihm einfiel, und erklärte, er werde meinen Vater anrufen und alles zurücknehmen, was er heute Morgen gesagt hatte. Die Adern an seinem Hals traten hervor. Dann beruhigte er sich und sagte eisig: »Wenn wir mit dem Mittagessen fertig sind, dann ist all das repariert und wieder in Ordnung gebracht. Dass ist Ihre einzige Chance, aus der Sache rauszukommen. Trommeln Sie Leute zusammen und *tun Sie was!*«

Das Schöne am Militär ist, dass es autark ist. Das Bataillon hatte ein eigenes Lager mit Baustoffen, Rohren und Backsteinen. Zum Glück war das Dach nicht eingestürzt, und auch sonst hatte das Ge-

bäude keine irreparablen Schäden. Und mein Panzer war ohnehin aus Stahl. Die Kameraden amüsierten sich so prächtig über meinen Unfall, dass sie bereitwillig halfen. Ich musste gar nicht viel organisieren. Bis zum Nachmittag hatten wir die Rohre ersetzt und die Mauer repariert und mussten nur noch warten, bis alles trocken war, damit wir sie außen verputzen konnten. Ich fühlte mich eigentlich richtig gut, weil ich gelernt hatte, wie man Zement anrührt und Betonschalsteine mauert. Natürlich musste ich mich damit abfinden, dass ich zum Gespött der Kaserne geworden war. »Ach, ich habe von deinem kleinen Unfall gehört.« Und ich musste eine Woche lang Küchendienst schieben und zusammen mit anderen, die ebenfalls Mist gebaut hatten, vor aller Augen Kartoffeln schälen. Beim Essenholen konnte uns jeder sehen.

Im Frühjahr 1966 war ich zu der Ansicht gekommen, dass das Militär vielleicht doch nicht so ideal für mich war. Mein Sieg in Stuttgart brachte mir viel Aufmerksamkeit ein. Albert Busek, einer der Organisatoren des Wettkampfes und Mitbegründer der Fachzeitschrift *Sportrevue*, schrieb in einem Kommentar, im Bodybuilding werde bald die Ära Schwarzenegger anbrechen. Ich bekam mehrere Angebote, als professioneller Trainer zu arbeiten, unter anderem auch von Rolf Putziger, dem bekanntesten Promoter des Bodybuilding in Deutschland. Er bot mir eine Stelle als Leiter seines Fitnessstudios in München an, dem »Universum Sportstudio«. Das war eine große Versuchung. Ich hätte ausreichend Gelegenheit zum Training und bessere Chancen, bekannt zu werden. In Österreich wurde Bodybuilding nur als Ergänzung zum Gewichtheben betrachtet, während es in Deutschland bereits als eigenständige Sportart galt.

In der Welt der Bodybuilder hatte sich die Nachricht von meinem Sieg im Herbst des vergangenen Jahres in Windeseile herumgesprochen. Ich war auf dem Titel mehrerer Magazine abgebildet, denn der Junge aus Österreich, der aus dem Nichts kam, ein Achtzehnjähriger mit einem Armumfang von achtundvierzig Zentimetern, gab eine gute Geschichte ab. Unter diesen Umständen erschien es mir sinnvoll, um meine vorzeitige Entlassung vom Militär zu bitten. Zusammen mit dem Gesuch reichte ich eine Kopie von Putzigers Jobangebot und einige Zeitschriftenartikel über mich ein. Meine Vorgesetzten kannten meine Ambitionen, eines Tages Champion im

Bodybuilding zu werden, und ich hielt das Angebot aus München für einen wichtigen Schritt in diese Richtung. Ich wollte nicht lange warten. In Österreich dauerte die Wehrzeit eigentlich nur neun Monate, doch Panzerfahrer mussten sich aufgrund der teuren Ausbildung für drei Jahre verpflichten. Mir war zu Ohren gekommen, dass manche früher entlassen wurden, wenn es in der Familie einen Krankheitsfall gab oder sie daheim auf dem Bauernhof gebraucht wurden, aber ich hatte zugegebenermaßen noch nie davon gehört, dass jemand frühzeitig gehen durfte, weil er sich einen Traum verwirklichen wollte.

Eigentlich gefiel es mir ja ganz gut beim Militär. Tatsächlich war es das Beste, was mir passieren konnte. Die Zeit als Soldat hatte mir Selbstbewusstsein gegeben. Ich lebte unabhängig von meiner Familie und hatte festgestellt, dass ich allein gut zurechtkam. Ich lernte, mit Fremden Kameradschaft zu schließen und selbst ein guter Kamerad zu sein. Die Struktur und Disziplin schienen beim Militär einleuchtender als zu Hause. Wenn ich Befehle ausführte, hatte ich das Gefühl, etwas zu leisten.

In den neun Monaten beim Bundesheer hatte ich eine Menge gelernt, vom Wäschewaschen und Hemdenflicken bis zum Eierbraten auf dem Auspuffschutz eines Panzers. Ich hatte im Freien geschlafen, nächtelang Kasernen bewacht und festgestellt, dass man auch nach einer schlaflosen Nacht Höchstleistungen erbringen kann und nach einem Tag ohne Essen nicht gleich verhungert. Über so etwas hatte ich früher nie nachgedacht.

Ich wollte eines Tages eine Führungspersönlichkeit sein, wusste aber, dass man auch Gehorsam lernen muss. Was Churchill einmal von den Deutschen sagte – wenn man sie nicht zu Füßen hat, hat man sie an der Gurgel –, das galt auch beim österreichischen Bundesheer. Wenn sich bei jemandem das Ego regte, wurde er in die Schranken verwiesen. Mit achtzehn oder neunzehn Jahren ist man bereit, eine solche Lektion anzunehmen, mit dreißig ist es zu spät. Je mehr uns beim Militär abverlangt wurde, desto mehr dachte ich: »Mir soll's recht sein. Bringen wir es einfach hinter uns.« Vor allem war ich stolz darauf, dass man mir mit achtzehn Jahren einen 50 Tonnen schweren Panzer anvertraute, auch wenn ich mit dieser Verantwortung nicht so gut umging, wie man es wohl von mir erwartet hätte.

Mein Gesuch um eine vorzeitige Entlassung blieb monatelang unbearbeitet. Bevor man sich darum kümmerte, erhielt meine Personalakte noch einen weiteren negativen Vermerk. Im späten Frühling waren wir auf einer zwölfstündigen nächtlichen Übung, die von sechs Uhr abends bis sechs Uhr morgens dauerte. Um zwei Uhr nachts hatte die Kompanie Position auf einem Bergrücken bezogen, und wir erhielten die Anweisung: »Essenspause. Die Panzerkommandanten melden sich zum Rapport.«

Ich scherzte über Funk mit einem Freund, der seit kurzem eine neuere Version des Patton-Panzers fuhr, den M60 mit Dieselmotor. Er prahlte damit, dass sein Panzer schneller sei als meiner. Das war ein Fehler. Ich forderte ich ihn auf, seine Behauptung zu beweisen, und wir fuhren los, den Berghang hinunter. Ich hätte anhalten sollen – wenn ich auf die Stimme der Vernunft gehört hätte –, aber ich lag vorn. Die übrigen Jungs in meinem Panzer drehten fast durch. Ich hörte, wie jemand rief, ich solle anhalten, aber ich dachte, es wäre der andere Panzerfahrer, der sich einen Vorteil verschaffen wollte. Am Fuß des Hangs hielt ich an und drehte mich nach dem M60 um. Erst da fiel mir auf, dass sich ein Soldat voller Panik an unseren Geschützturm klammerte. Er und ein paar andere Soldaten hatten auf dem Panzer gesessen und waren dort überrascht worden, als wir unsere Wettfahrt starteten.

Die anderen waren abgesprungen oder hinuntergefallen, nur er hatte sich bis zum Schluss festhalten können. Wir schalteten die Scheinwerfer an und fuhren vorsichtig wieder den Hang hinauf – ganz langsam, damit wir niemanden überfahren – und sammelten die verstreuten Kameraden auf.

Zum Glück war niemand ernsthaft verletzt worden. Oben auf dem Bergrücken warteten drei Offiziere im Jeep auf uns. Ich fuhr vorbei und parkte meinen Panzer, als ob nichts gewesen wäre. Als ich aus der Luke kletterte, standen schon alle drei vor dem Panzer und warteten auf mich. Sie fingen gleichzeitig an zu wettern und zu toben. Ich stand stramm, bis sie fertig waren. Nachdem das Gebrüll vorbei war, trat ein Offizier vor, starrte mich einen Moment lang an. Dann grinste er höhnisch. »Panzerfahrer Schwarzenegger«, befahl er, »fahren Sie Ihren Panzer dort rüber.« – »Jawohl, Herr Hauptmann!«, sagte ich und stellte den Panzer dort ab, wo er es gesagt hatte. Beim Aussteigen merkte ich, dass ich tief im Schlamm einsackte.

»Also, Panzerfahrer Schwarzenegger, ich möchte, dass Sie unter Ihrem Panzer der Länge nach durchkriechen. Wenn Sie wieder rauskommen, klettern Sie am Panzer hinauf, durch den Turm nach unten, durch die Wanne und aus der Notausstiegsluke wieder nach draußen. Und dann machen Sie das Ganze noch einmal.« Insgesamt musste ich die Übung fünfzigmal absolvieren.

Als ich nach vier Stunden durch war, klebten zwanzig Pfund Schlamm an mir, ich konnte mich kaum noch bewegen. Beim Klettern durch den Panzer hatte ich das ganze Innere mit Schlamm gefüllt. Ich musste zurück zur Kaserne und den Panzer säubern. Der Offizier hätte mich auch für eine Woche in Arrest schicken können, aber ich muss zugeben, dass diese Strafe wesentlich effektiver war.

Ohne dass ich es beabsichtigt hätte, wirkte sich das Panzerrennen günstig auf meine vorzeitige Entlassung aus. Ein paar Wochen nach dem Rennen wurde ich zu meinen Vorgesetzten gerufen. Der Kommandant hatte die Bodybuilding-Zeitschriften und mein Stellenangebot auf seinem Schreibtisch liegen. »Erklären Sie uns Folgendes«, sagte er. »Sie haben sich verpflichtet, drei Jahre lang als Panzerfahrer im Österreichischen Bundesheer zu dienen, und jetzt bitten Sie darum, bereits im Sommer entlassen zu werden, weil Sie diese Stelle in München haben.«

Mir gefalle es beim Militär, sagte ich ihnen, aber die Stelle in München sei eine einzigartige Chance für meine Karriere.

»Nun«, sagte der Kommandant mit einem Lächeln, »aufgrund der Tatsache, dass Sie hier ein gewisses Sicherheitsrisiko darstellen, geben wir Ihrem Gesuch statt und entlassen Sie vorzeitig. Wir können es uns nicht erlauben, dass Sie noch mehr Panzer zu Schrott fahren.«

Kapitel 4 **Mister Universum**

»Ich kann dir immer einen Job als Rettungsschwimmer am Thalersee besorgen. Wenn also irgendetwas schief läuft, musst du dir keine Sorgen machen«, sagte Fredi Gerstl bei unserem Abschied zu mir. Fredi war wie immer großzügig und hilfsbereit, und ich wusste, dass er es gut meinte, aber ich hatte kein Interesse an einem Job als Rettungsschwimmer oder einer anderen Absicherung. München lag zwar nur vierhundert Kilometer von Graz entfernt, aber für mich war es der erste Schritt von Österreich Richtung Amerika.

Ich hatte schon viel über München gehört. Es hieß, dass jede Woche rund tausend Züge am Münchner Hauptbahnhof eintrafen, und mir waren wilde Geschichten vom Nachtleben, den Bierkellern und so weiter erzählt worden. Als sich der Zug der Stadt näherte, sah ich immer mehr Häuser, dann kamen große Gebäude und schließlich das Stadtzentrum. Eine Stimme in meinem Hinterkopf fragte: »Wie soll ich mich da zurechtfinden? Wie soll ich überleben?« Aber ich beruhigte mich mit meinem Mantra: »Das wird mein neues Zuhause.« Ich hatte Graz den Rücken gekehrt, ich war weg, und München würde meine neue Stadt werden, ganz gleich was passierte.

München boomte, selbst gemessen an den Standards des deutschen Wirtschaftswunders, das damals, 1966, seinen Höhepunkt erreicht hatte. Eine internationale Stadt mit 1,2 Millionen Einwohnern, die gerade den Zuschlag für die Austragung der Olympischen Spiele 1972 und das Finale der Fußballweltmeisterschaft 1974 erhalten hatte. Die Olympischen Spiele in Deutschland sollten für den Wandel Deutschlands und seine Wiederaufnahme in die Staatengemeinschaft als modernes, demokratisches Land stehen. Überall waren Baukräne zu sehen. Am Olympiastadion wurde bereits gebaut, ebenso an neuen Hotels, Bürogebäuden und Wohnungen. In der

ganzen Stadt wurden Tunnel für das neue U-Bahn-System gegraben, das das modernste und effizienteste der Welt werden sollte.

Der Hauptbahnhof war der Dreh- und Angelpunkt dieser Betriebsamkeit. Auf den Baustellen wurden Arbeiter gebraucht, die nun aus allen Mittelmeerländern und dem Ostblock nach München strömten. In den Wartesälen und auf den Bahnsteigen hörte man mehr Spanisch, Italienisch, Serbokroatisch und Türkisch als Deutsch. In Bahnhofsnähe fand sich eine bunte Mischung aus Hotels, Nachtclubs, Läden, billigen Pensionen und Geschäftshäusern. Das Universum Sportstudio, in dem ich arbeiten sollte, lag in der Schillerstraße, nur fünf Minuten vom Bahnhof entfernt. Die Straße war gesäumt von Nachtclubs und Striplokalen, die bis vier Uhr morgens geöffnet waren. Und um fünf öffneten schon wieder die ersten Lokale, wo man Weißwürste und Bier zum Frühstück bekam. Man konnte immer irgendwo feiern. Kurz gesagt, München war eine Stadt, in der ein Neunzehnjähriger ziemlich aufpassen musste, dass er nicht unter die Räder kommt.

Albert Busek hatte versprochen, dass mich ein paar Jungs am Bahnhof abholen würden. Tatsächlich, als ich den Bahnsteig entlangging, sah ich schon das grinsende Gesicht eines Bodybuilders namens Franz Dischinger. Franz war der Favorit beim Wettkampf um den Titel »Bestgebauter Juniorathlet« in Stuttgart gewesen, den Titel, den dann ich gewonnen hatte. Ein gutaussehender Deutscher und sogar ein Stück größer als ich, aber sein Körper war noch nicht voll entwickelt, weshalb die Richter wahrscheinlich mir den Vorzug gegeben hatten. Franz war ein fröhlicher Bursche, und wir hatten uns in Stuttgart auf Anhieb verstanden und viel miteinander gelacht. Falls ich einmal nach München kommen sollte, so vereinbarten wir damals, wollten wir gemeinsam trainieren. Jetzt holten wir uns am Bahnhof erst einmal etwas zu essen, und dann fuhren er und sein Kumpel, der ein Auto hatte, mich zur Wohnung von Rolf Putziger in einem Vorort von München.

Ich hatte meinen neuen Chef noch nicht kennengelernt, war aber froh über sein Angebot, erst einmal bei ihm zu wohnen, denn ein eigenes Zimmer konnte ich mir nicht leisten. Putziger war ein dicker, ungesund wirkender älterer Mann im Anzug. Er war fast kahl und entblöste beim Lächeln unschöne Zähne. Er begrüßte mich freundlich und zeigte mir seine Wohnung. Es gab auch ein kleines

Gästezimmer, das, wie er mir erklärte, meines sein würde, sobald das Bett geliefert worden sei, das er bestellt habe. Ob es mir etwas ausmachen würde, einstweilen auf der Couch im Wohnzimmer zu schlafen? Natürlich mache es mir nichts aus, antwortete ich.

Ich dachte mir nichts dabei, bis Putziger ein paar Tage später abends nach Hause kam und nicht in sein Schlafzimmer ging, sondern sich neben mich auf die Couch legte. »Wäre es bei mir im Schlafzimmer nicht bequemer für dich?«, fragte er und rieb sein Bein an meinem. Ich sprang wie von der Tarantel gestochen von der Couch auf, schnappte meine Sachen und rannte aus der Wohnung. Mir schwirrte der Kopf. In was war ich da hineingeraten? Natürlich gab es unter Bodybuildern Schwule. In Graz hatte ich einen gekannt, der einen fantastischen Kraftraum bei sich zu Hause hatte. Meine Freunde und ich trainierten manchmal bei ihm. Er ging sehr offen mit seiner sexuellen Neigung um und zeigte uns sogar den Bereich im Stadtpark, wo sich die Schwulen trafen. Er war ein echter Gentleman und hätte sich uns nie aufgedrängt. Ich hatte gedacht, ich würde einen Schwulen auf den ersten Blick erkennen, aber Putziger wirkte ganz und gar nicht schwul. Er sah aus wie ein gewöhnlicher Geschäftsmann.

Putziger holte mich auf der Straße ein, wo ich verwirrt herumstand und überlegte, wo ich hinsollte. Er entschuldigte sich und versprach, mich nicht mehr zu belästigen, wenn ich mit ihm zurückgehen würde. »Du bist mein Gast«, sagte er. Aber in der Wohnung machte er wieder Annäherungsversuche und sagte mir, er könne verstehen, dass ich Frauen vorziehen würde, aber er würde mir ein Auto kaufen und mir mit meiner Karriere helfen und so weiter, wenn ich ihm gefällig sei. Sicher hätte ich zu der Zeit einen Mentor brauchen können, aber nicht um diesen Preis. Ich war erleichtert, als ich am nächsten Morgen aus der Wohnung war.

Putziger hätte mich entlassen können, aber er brauchte einen Star für sein Fitnessstudio. Bodybuilding war damals noch so unbekannt, dass es in München nur zwei Studios gab, und das größere gehörte Reinhard Smolana, der 1960 zum ersten Mister Germany gekürt worden war und 1963 den Titel des Mister Europa errungen hatte. Außerdem war er Dritter in der Ausscheidung um den Mister Universum geworden und damit der bekannteste deutsche Bodybuilder und eine Autorität in der Branche. Sein Studio war besser ausgestat-

tet und moderner als das von Putziger. Die Kunden gingen lieber zu Smolana. Ich hatte nun die Aufgabe, als neuer Bodybuilding-Star Putziger konkurrenzfähig zu machen. Albert Busek, der Herausgeber der *Kraftsport Revue* und derjenige, der mich für die Stelle bei Putziger vorgeschlagen hatte, war zum Glück ebenso ehrenhaft, wie Putziger schmierig war. Als ich ihm die Geschichte erzählte, war er entsetzt und half mir, einen Lagerraum im Fitnessstudio als Schlafstätte für mich herzurichten. Ich wusste nicht, wo ich sonst unterkommen sollte. Er und ich wurden schnell gute Freunde. Albert war jemand, der beim europäischen Bildungssystem durchs Raster gefallen war – er war viel klüger, als die meisten Leute dachten, und wäre Arzt, Naturwissenschaftler oder Akademiker geworden, wenn ihm zur richtigen Zeit jemand gesagt hätte, er solle studieren. Stattdessen landete er auf der technischen Hochschule. Irgendwann entdeckte er den Kraftsport und erkannte, dass er Talent fürs Schreiben und Fotografieren hatte. Er fragte Putziger, ob er für seine Zeitschrift arbeiten könne. »Warum nicht? Geben Sie mir einen Artikel zu lesen. Schreiben Sie irgendwas«, war Putzigers Antwort. Nachdem Albert und seine Frau Zwillinge bekommen hatten und ihm die staatliche Förderung fürs Studium gekürzt worden war, arbeitete er schließlich in Vollzeit für Putzigers Magazin. Schon bald leitete Albert die Zeitschrift und galt als anerkannter Experte für Bodybuilding. Er war überzeugt, dass ich der nächste große Bodybuilder werden würde, und weil er wollte, dass ich Erfolg hatte, fungierte er bereitwillig als Puffer zwischen Putziger und mir.

Abgesehen von den Problemen mit dem Inhaber war der Job im Fitnessstudio ideal für mich. Putziger besaß nicht nur ein Fitnessstudio und ein Bodybuilding-Magazin, sondern auch einen Versandhandel für Nahrungsergänzungsmittel. Das Studio hatte mehrere Räume und nicht nur einen einzigen großen Saal. Es gab Fenster und entsprechend Tageslicht anstelle der feuchten Betonmauern, zwischen denen ich in den Katakomben des Grazer Stadions trainiert hatte. Die Ausstattung war moderner als alles, womit ich bisher zu tun gehabt hatte – neben Hanteln gab es zahlreiche Geräte für die Schulter-, Rücken- und Beinmuskulatur. Dadurch hatte ich die Möglichkeit, gezielt einzelne Muskeln zu trainieren und zu definieren und meinen Körper auf eine Art und Weise zu formen, wie es allein mit freien Gewichten nie möglich gewesen wäre.

Beim Militär hatte ich festgestellt, dass ich anderen sehr gern beim Training half, daher fiel mir dieser Teil meines Jobs leicht. Über den Tag verteilt unterrichtete ich kleine Gruppen und gab einer wilden Mischung unterschiedlichster Kunden Einzelstunden – Polizisten, Bauarbeitern, Geschäftsmännern, Intellektuellen, Athleten und Stars der Unterhaltungsbranche, Deutschen und Ausländern, Jungen und Alten, Schwulen und Heteros. Ich lud amerikanische Soldaten vom nahegelegenen Stützpunkt ein, bei Putziger zu trainieren – dabei traf ich auch zum ersten Mal einen Schwarzen. Viele Kunden wollten einfach ihre Fitness verbessern und etwas für ihren Körper tun, es gab aber auch einige Gewichtheber und Bodybuilder, die an Wettkämpfen teilnahmen und die ich mir als Trainingspartner vorstellen konnte. Ich erkannte schnell, wie man solche Typen herausforderte und zu Höchstleistungen anspornte. »Ja klar, du kannst mein Trainingspartner werden, du brauchst Hilfe«, scherzte ich. Als Trainer gab ich gern den Ton an, und obwohl ich wenig Geld hatte, lud ich die anderen zum Essen ein und bezahlte alles.

Durch die Arbeit mit den Kunden konnte ich nicht so trainieren, wie ich es bisher gewohnt war – intensive vier bis fünf Stunden am Tag. Also ging ich dazu über, zweimal am Tag zu trainieren, zwei Stunden vor der Arbeit und zwei Stunden von neunzehn bis einundzwanzig Uhr, wenn es im Studio ruhiger wurde und nur noch diejenigen da waren, denen es mit dem Krafttraining wirklich ernst war. Zuerst schien die Aufteilung des Trainings lästig, aber als ich die Resultate sah, erkannte ich, dass ich davon profitierte – ich war konzentrierter, erholte mich schneller und schaffte so längere und härtere Sets. An vielen Tagen legte ich noch eine dritte Trainingseinheit um die Mittagszeit ein – ich trainierte isoliert einen Körperteil, der mir schwächer schien, und widmete ihm dreißig bis vierzig Minuten meine volle Aufmerksamkeit. Dabei absolvierte ich beispielsweise zwanzig Sets Wadenheben oder hundert Wiederholungen Trizepsdrücken. Manchmal wiederholte ich diese nach dem Abendessen – ich ging erneut ins Studio und trainierte abends um elf noch eine Stunde. Wenn ich mich dann in meiner gemütlichen kleinen Kammer schlafen legte, spürte ich oft ein Ziehen oder Zucken in einem bestimmten Muskel, den ich am Tag besonders belastet hatte – die Folge eines erfolgreichen Trainings und sehr erfreulich, weil ich wusste, dass sich die Muskelfasern jetzt erholten und wuchsen.

Ich trainierte wie besessen, weil ich in weniger als zwei Monaten gegen die besten Bodybuilder der Welt antreten würde. Ich hatte mich für den wichtigsten Wettkampf im Bodybuilding angemeldet, den Kampf um den Titel des Mister Universum in London. Das war ziemlich dreist. Normalerweise hätte ein Neuling wie ich nicht einmal davon geträumt, in London anzutreten. Ich hätte zuerst am Wettbewerb um den Titel des Mister Austria teilnehmen müssen und wäre, wenn ich gewonnen hätte, dann beim Kampf um den Mister Europa angetreten. Aber bei dem Tempo hätte es Jahre gedauert, bis ich nach London gekommen wäre. Dafür war ich viel zu ungeduldig. Ich wollte mich dem härtesten Wettkampf stellen, den es gab, und damit einen entscheidenden Schritt in meiner Karriere machen. Natürlich war ich nicht völlig naiv. Ich erwartete nicht, dass ich in London gewinnen würde – noch nicht. Einstweilen wollte ich vor allem herausfinden, wo ich stand. Albert war von der Idee begeistert und half mir mit seinen Englischkenntnissen beim Ausfüllen der Anmeldung.

Für ein derart fanatisches Trainingsprogramm brauchte ich mehr als einen Trainingspartner. Zum Glück gab es in München genügend Bodybuilder, die ihren Sport ernsthaft betrieben und denen mein Traum vom Mister Universum einen Kick gab, auch wenn sie mich für ein bisschen verrückt hielten. Franz Dischinger trainierte regelmäßig mit mir, ebenso Fritz Kroher, der wie ich vom Land kam, aus einem Dorf im Bayerischen Wald. Selbst Reinhard Smolana, der Besitzer des konkurrierenden Fitnessstudios, machte mit. Manchmal lud er mich ein, bei sich zu trainieren, oder er kam zu uns und trainierte mit mir nach Feierabend. Schon nach wenigen Wochen hatte ich das Gefühl, dass ich gute Freunde gefunden hatte und in München allmählich heimisch wurde.

Mein Lieblingspartner beim Training war Franco Columbu, der auch schnell mein bester Freund wurde. Ich hatte ihn ein Jahr zuvor in Stuttgart kennengelernt – er war am selben Tag Europameister im Kraftdreikampf geworden, an dem ich Mister Europa der Junioren geworden war. Franco stammte aus Sardinien, wo er auf einem Bauernhof in einem kleinen Bergdorf aufgewachsen war, das, so wie er es beschrieb, noch primitiver als Thal gewesen sein muss. Als Junge hatte er Schafe gehütet – mit zehn oder elf war er manchmal tagelang allein unterwegs in der Wildnis gewesen, hatte sich sein Es-

sen selbst gesucht und im Freien übernachtet. Mit dreizehn Jahren hatte er von der Schule abgehen müssen, um daheim auf dem Hof zu helfen, doch er war sehr klug und fleißig. Er wurde Maurer und Amateurboxer und ging nach Deutschland, um dort auf Baustellen zu arbeiten. In München lernte er Deutsch und konnte sich bald so gut in der Stadt aus, dass er eine Lizenz als Taxifahrer bekam. Die Prüfung für Taxifahrer war in München selbst für die Einheimischen schwer, und dass ein Italiener sie bestand, versetzte alle in Erstaunen.

Franco war Kraftdreikämpfer, und ich war Bodybuilder, und uns beiden war klar, dass sich die Sportarten sehr gut ergänzten. Ich wollte mehr Masse, was bedeutete, dass ich mit schweren Gewichten arbeiten musste – und damit konnte sich Franco aus. Ich wiederum wusste viel über Bodybuilding – wofür sich Franco brennend interessierte. Er sagte mir: »Ich möchte Mister Universum werden.« Andere lachten ihn deswegen aus, denn er war nur 1,65 Meter groß, aber beim Bodybuilding sind Perfektion und Symmetrie oft wichtiger als Größe. Mir gefiel die Idee, zusammen zu trainieren.

Franco begriff schnell – vielleicht, weil er viel Zeit allein in der Wildnis verbracht hatte. Er war begeistert von meiner Idee, die Muskeln zu »schocken«. Ich hatte immer das Gefühl, das größte Hindernis bei einem erfolgreichen Training bestehe darin, dass sich der Körper so schnell anpasst. Wenn man jeden Tag die gleiche Bewegungsfolge trainiert, wachsen die entsprechenden Muskeln langsam und hören irgendwann damit auf, selbst wenn man stetig das Gewicht erhöht – Muskeln sind sehr effektiv und führen genau die erwartete Bewegung aus. Wenn man nun den Muskel »aufwecken« und zu weiterem Wachstum veranlassen will, muss man ihn mit der Botschaft überraschen: »Du weißt nie, was kommt. Es wird immer etwas anderes sein als erwartet. Heute ist es das, morgen etwas ganz anderes.« An einem Tag sind es ultraschwere Gewichte, am anderen zahlreiche Wiederholungen.

Eine von uns entwickelte Methode, die Muskeln zu schocken, war das sogenannte »Stripping«. Beim normalen Training mit Gewichten startet man mit geringeren Gewichten und arbeitet sich dann nach oben. Beim Stripping ist es genau umgekehrt. Für London musste ich beispielsweise meine Deltamuskeln aufbauen. Das erreicht man mit Kurzhantel-Schulterdrücken, das heißt, man hält

die Kurzhantel in jeder Hand auf Schulterhöhe und führt sie dann nach oben über den Kopf. Beim Stripping begann ich mit dem schwersten Gewicht, sechs Wiederholungen mit 45 Kilo schweren Kurzhanteln. Danach kamen 40 Kilo, ebenfalls mit sechs Wiederholungen. Und so ging es weiter das ganze Regal durch. Wenn ich bei 20 Kilo angekommen war, brannten meine Schultern, und die sechs Wiederholungen fühlten sich an, als ob jeder Arm nicht 20, sondern 55 Kilo heben würde. Doch bevor ich die Hanteln ganz weglegte, schockte ich meine Deltamuskeln noch einmal mit Seitheben, das heißt, ich führte die jeweils 20 Kilo schweren Kurzhanteln von der Hüfte aus auf Schulterhöhe. Danach liefen die Deltamuskeln dermaßen Amok, dass ich nicht wusste, was ich mit meinen Händen machen sollte. Es war eine Qual, die Arme einfach hängen zu lassen, ich konnte sie aber auch nicht mehr heben. Also legte ich sie auf dem Tisch oder einer Bank ab, bis der Schmerz nachließ. Die Deltamuskeln wehrten sich gegen die unerwartete Belastungsabfolge. Ich hatte ihnen gezeigt, wer der Chef war. Jetzt mussten sie nur noch ausheilen und wachsen.

Wenn ich den ganzen Tag hart trainiert hatte, wollte ich mich abends nur noch amüsieren. Und das hieß damals in München, in ein Bierlokal zu gehen, was wiederum bedeutete, dass man unweigerlich in eine Schlägerei verwickelt wurde. Man saß an langen Tischen, lachte, redete und stieß mit den Maßkrügen an. Und betrank sich natürlich. Ständig gab es Prügeleien, aber es war nie so, dass man den anderen umbringen wollte. Sobald die Schlägerei vorbei war, sagte der Gegner: »Komm, essen wir eine Bretzn. Möchtest ein Bier? Ich lad dich ein.« Und der andere sagte: »Ja, wenn ich schon verloren hab, kannst mir wenigstens ein Bier spendieren. Geld hab ich sowieso keins.« Und dann tranken die beiden einträchtig miteinander, als ob nichts gewesen wäre.

Bier sagte mir eigentlich nicht sonderlich zu, weil es nicht zum Training passte. Ich trank selten mehr als eins am Abend. Aber die Raufereien gefielen mir. Ich hatte den Eindruck, als ob ich jeden Tag neue Kräfte an mir entdecken würde, und fühlte mich groß und stark und unbesiegbar. Ich war nicht zimperlich. Wenn mich ein Kerl schräg ansah oder mich aus irgendeinem Grund herausforderte, ging ich auf ihn los. Ich verpasste ihm eine Schockbehandlung: Ich zog mein Oberhemd aus, stand im Achselhemd vor ihm

und ließ die Muskeln spielen, und dann schlug ich zu. Manchmal sagte er aber auch eilig: »Ach, was soll's. Warum trinken wir nicht einfach noch ein Bier?«

Wenn aus dem Kampf eine Schlägerei wurde, standen meine Freunde und ich natürlich füreinander ein. Und am nächsten Tag beim Training erzählten wir uns von unseren Erlebnissen und lachten. »Du hättest sehen sollen, wie Arnold die Köpfe der beiden Kerle aneinandergeschlagen hat, und dann kam ihr Freund und ging mit dem Bierkrug auf ihn los, aber ich hab dem Dreckskerl von hinten eins mit dem Stuhl übergezogen.« Wir hatten immer Glück. Selbst wenn die Polizei kam, was ein paarmal der Fall war, ließ man uns meistens einfach laufen. Ich wurde nur einmal mit aufs Revier genommen, weil ein Kerl behauptete, ich müsse dafür zahlen, weil er ein paar Zähne verloren hatte. Wir stritten deswegen so erbittert, dass die Polizisten befürchteten, wir würden gleich wieder aufeinander losgehen. Also nahmen sie uns mit und behielten uns auf dem Revier, bis wir uns auf eine Summe geeinigt hatten.

Noch besser als die Schlägereien waren allerdings die Mädchen. Direkt gegenüber vom Fitnessstudio in der Schillerstraße befand sich das Hotel Diplomat, wo Stewardessen untergebracht wurden. Franco und ich lehnten uns in unseren Achselhemden aus dem Fenster und flirteten mit ihnen, wenn sie unten auf der Straße vorbeigingen. »Was macht ihr da oben?«, riefen sie. »Na ja, wir haben hier ein Fitnessstudio. Wollt ihr trainieren? Kommt einfach zu uns rauf!«

Oder ich marschierte in die Hotellobby und stellte mich den Stewardessen vor, die in Gruppen kamen und gingen. Um ihr Interesse zu wecken, kombinierte ich meine besten Tricks vom Thalersee mit meinen Erfahrungen als Eisenwarenverkäufer. »Wir haben gegenüber ein Fitnessstudio«, sagte ich, machte dem Mädchen ein Kompliment und sagte ihr, dass sie sicher großen Spaß beim Training hätte. Tatsächlich hielt ich es für ausgesprochen dumm, dass Frauen als Kunden so wenig ernst genommen wurden. Bei uns durften sie kostenlos trainieren. Und egal ob sie kamen, weil sie sich für die Männer interessierten oder weil sie einfach nur trainieren wollten, ich freute mich immer.

Die Mädchen schauten meist spätabends vorbei. Die gewöhnlichen Kunden gingen normalerweise um acht, doch die Geräte

konnte man bis um neun benutzen. Während ich zusammen mit meinen Partnern meine zweite Trainingseinheit absolvierte, konnten die Mädchen vorbeikommen und trainieren. Wenn sie wirklich nur Sport machen wollten, gingen sie anschließend duschen und waren dann um halb neun wieder weg. Ansonsten durften sie gern bleiben und mit uns feiern, oder aber wir gingen alle zusammen aus. Manchmal kam auch Smolana mit ein paar Mädchen vorbei, dann wurde die Nacht ziemlich wild.

Während der ersten Monate in München ließ ich mich treiben, genoss das Nachtleben und amüsierte mich nach Kräften. Aber dann merkte ich, dass ich mein Ziel aus den Augen verlor, und achtete wieder auf mehr Disziplin. Mein Ziel bestand schließlich nicht darin, Spaß zu haben, sondern Weltmeister im Bodybuilding zu werden. Wenn ich meine sieben Stunden Schlaf haben wollte, musste ich abends um elf im Bett sein. Dennoch kam der Spaß nicht zu kurz, wir amüsierten uns auch so.

Mein Chef erwies sich allerdings als größeres Hindernis im Kampf um den Mister-Universum-Titel als jeder Betrunkene, der im Bierkeller mit dem Maßkrug auf mich losging. Wenige Wochen vor dem Wettkampf hatte ich immer noch keine Unterlagen aus London bekommen. Schließlich rief Albert dort an und erfuhr von den Organisatoren, dass gar keine Anmeldung von mir vorlag. Er stellte Putziger zur Rede, der zugab, dass er meine Anmeldung in der ausgehenden Post gesehen und sie weggeworfen hatte. Er war eifersüchtig und fürchtete, ich könnte entdeckt werden und nach England oder Amerika ziehen, bevor er richtig Geld mit mir verdient hätte. Ich wäre verloren gewesen, wenn sich Albert nicht für mich eingesetzt hätte. Da er sehr gut Englisch sprach, rief er erneut in London an und überredete die Organisatoren, meine Anmeldung anzunehmen, obwohl die Anmeldefrist schon verstrichen war. Nur wenige Tage vor dem Wettkampf kamen meine Unterlagen doch noch bei ihnen an, und ich wurde auf die Liste der Teilnehmer gesetzt.

Auch die anderen Bodybuilder in München unterstützten mich. Putziger hätte mir das Ticket nach London bezahlen sollen, weil ein eventueller Erfolg meinerseits auch eine Werbung für sein Fitnessstudio wäre. Doch als bekannt wurde, dass er versucht hatte, meine Anmeldung zu sabotieren, war es ausgerechnet sein Konkurrent

Smolana, der den Hut herumgehen ließ und die 300 Mark für mein Flugticket sammelte. Am 23. September 1966 bestieg ich das Flugzeug nach London. Mit meinen neunzehn Jahren war es der erste Flug meines Lebens. Ich war eigentlich davon ausgegangen, dass ich mit dem Zug anreisen würde, und war daher ganz aufgeregt. Ich war überzeugt, dass keiner meiner Klassenkameraden aus Österreich je geflogen war. Nun saß ich mit Geschäftsleuten in einem Linienflugzeug, und das alles dank dem Bodybuilding.

Der allererste Wettkampf um den Titel des Mister Universum hatte 1948 stattgefunden. Seitdem wurde er jedes Jahr in London ausgetragen. Englischsprachige Athleten dominierten hier wie überall im Bodybuilding, vor allem Amerikaner, die im Schnitt acht von zehn Titeln gewannen. Alle großen Bodybuilder, die ich in meiner Jugend verehrt hatte, waren Mister Universum geworden – Steve Reeves, Reg Park, Bill Pearl, Jack Delinger, Tommy Sansone, Paul Wynter. Ich weiß noch, wie ich einmal als Junge ein Foto vom Wettkampf sah. Der Sieger stand auf einem Podest, den Preis in der Hand, während alle anderen unten auf der Bühne blieben. Ich hatte schon immer davon geträumt, eines Tages auf einem Siegerpodest zu stehen. Ich sah es ganz klar vor mir. Ich wusste sogar, wie ich mich fühlen würde. Es wäre himmlisch, wenn es einmal so weit sein würde, aber ich rechnete nicht damit, gleich bei meinem ersten Auftritt zu gewinnen. Ich hatte die Liste der anderen Teilnehmer gesehen, gegen die ich in der Amateurklasse antreten würde, und dachte nur: »Jessesmaria!« Auf den Fotos wirkten ihre Körper deutlich besser definiert als meiner. Ich wollte unter den besten sechs landen, weil ich nicht glaubte, dass ich die Nummer zwei, drei oder vier vom letzten Jahr schlagen könnte. Ihre Muskeln waren besser entwickelt, so weit war ich einfach noch nicht. Ich war immer noch dabei, meine ideale Muskelmasse aufzubauen – ein langsamer Prozess. Ich wollte zuerst das richtige Volumen aufbauen und dann wie bei einer Statue daran meißeln, die Muskeln herausarbeiten und perfektionieren.

Ich sagte mir: »Den kann ich nicht schlagen ... und den auch nicht ... den auch nicht ... aber vielleicht den ...« Ich wollte mindestens unter die besten sechs.

Der Wettkampf fand im Victoria Palace Theatre statt, einem prächtigen alten Theater mit Marmor an den Wänden und Statuen,

nur wenige Straßen vom Bahnhof Victoria Station gelegen. Die großen Wettkämpfe folgten alle einem festen Schema. Morgens fanden die Vorrunden oder technischen Ausscheidungen statt. Die Bodybuilder und die Kampfrichter versammelten sich im Theatersaal. Journalisten waren zugelassen, aber keine Zuschauer. Dadurch sollten die Richter die Chance haben, in aller Ruhe die Entwicklung und Definition der Muskeln sämtlicher Teilnehmer zu begutachten, Körperteil für Körperteil, und systematisch jeden Teilnehmer mit den übrigen zu vergleichen. Man stand zusammen mit den anderen Teilnehmern seiner Kategorie (meine war »Amateure, groß«) in einer Reihe. Jeder hatte eine Nummer an der Wettkampfhose. Dann sagte der Richter zum Beispiel: »Nummer vierzehn und Nummer acht, bitte treten Sie vor und präsentieren Sie Ihre Quadrizeps.« Die beiden Bodybuilder traten in die Mitte der Bühne und zeigten eine Standardpose, bei der die vier Muskeln vorn am Oberschenkel zur Geltung kamen, während sich die Richter Notizen machten. Die Ergebnisse der Pflichtvorrunde wurden später in die Entscheidung eingerechnet. Die große Show war natürlich das Finale am Nachmittag: die Posing-Kür für jede Klasse und am Schluss das Pose-down, das freie Posing unter den Klassensiegern, bei dem der Gesamtsieger der Amateure und Profis gekürt wurde.

Ich hatte ja bereits so einige Wettkämpfe miterlebt, aber der Kampf um den Mister-Universum-Titel spielte sich wirklich in einer ganz anderen Liga ab. Das Victoria Palace Theatre war komplett ausverkauft – über 1500 klatschende und jubelnde Bodybuilding-Fans –, und draußen standen noch immer Leute, die auf eine Karte hofften. Bei der Veranstaltung mischten sich Zirkus- und Wettkampfelemente zu gleichen Teilen. Die Bühne war professionell mit Scheinwerfern ausgeleuchtet, außerdem spielte ein richtiges Orchester und sorgte für Stimmung. Während des zweistündigen Programms gab es zwischen den Wettkämpfen immer wieder Unterhaltungseinlagen – einen Bikiniwettbewerb, Akrobaten, Schlangenmenschen und zwei Tanztruppen in Trikots und Stiefeletten, die synchron die Beine hochwarfen und kleine Hanteln und Gewichte schwenkten.

Zu meiner Verwunderung stellte ich bei der Pflicht am Vormittag fest, dass ich meine Konkurrenten überschätzt hatte. Die besten Amateure in der »großen« Klasse hatten natürlich besser definierte

Muskeln, aber wenn wir alle gemeinsam auf der Bühne standen, fiel ich trotzdem auf. In Wahrheit ist es nämlich so, dass nicht alle Bodybuilder stark sind, vor allem nicht die, die hauptsächlich auf Gerätetraining setzen. Ich hatte jahrelang Gewichtheben trainiert und mit freien Gewichten gearbeitet und dadurch massive Bizeps-, Schulter-, Rücken- und Oberschenkelmuskeln. Ich sah einfach kräftiger und stärker aus als die anderen.

Bis zur Kür hatte sich herumgesprochen, dass ein Monster-Teenager mit einem unaussprechlichen Namen aus dem Nichts aufgetaucht war, und er war wirklich »groß«. Entsprechend laut und begeistert jubelten die Zuschauer, als unsere Gruppe auf die Bühne kam. Ich gewann nicht, aber ich kam viel weiter, als ich oder sonst jemand erwartet hatte. Beim letzten Posedown standen ich und ein Amerikaner namens Chester Yorton auf der Bühne. Die Richter entschieden sich für Chet. Ich muss zugeben, dass sie die richtige Wahl trafen. Chet war fast zehn Kilo leichter als ich, aber sein Körper war fantastisch proportioniert, die Muskeln fein herausgearbeitet und trocken, und seine Posen wirkten geschmeidiger und souveräner. Außerdem hatte er eine tolle Bräune, daneben wirkte ich blass wie Brotteig.

Aber ich war begeistert von meinem überraschenden zweiten Platz. Für mich fühlte er sich wie ein Sieg an. Plötzlich stand ich im Rampenlicht, und die Leute sagten: »Nächstes Jahr gewinnt er.« Englische Bodybuilding-Zeitschriften berichteten über mich, was enorm wichtig war, denn wenn ich mein Ziel erreichen wollte, musste ich in England und den USA bekannt werden.

Doch kaum hatte ich Zeit zum Nachdenken, endete mein Freudentaumel abrupt. Ich begriff, dass Chet Yorton auf dem Siegerpodest gelandet war, nicht ich. Er hatte den Sieg verdient, dennoch war ich überzeugt, einen großen Fehler gemacht zu haben. Was wäre passiert, wenn ich mit der festen Absicht, zu gewinnen, nach London gekommen wäre? Hätte ich mich besser vorbereitet? Wäre meine Vorstellung besser gewesen? Hätte ich gewonnen und wäre jetzt Mister Universum? Ich hatte meine Chancen unterschätzt. Ich mochte dieses Gefühl nicht und ärgerte mich sehr. Aber ich lernte meine Lektion.

Danach ging ich nie wieder zu einem Wettkampf, um nur daran teilzunehmen. Ich ging hin, um zu siegen. Und obwohl ich nicht im-

